



Grabmal des Theodoric † 408 n. Chr.
Wandalenfürst und weströmischer Feldherr und Reichsstatthalter

St. Ambrosius-Basilika, Mailand

Natur und Mensch als Bildner der oberschlesischen Landschaft

Von Univ.-Professor Dr. Walter Geisler-Breslau

Der Oberschlesier ist gestählt im Kampfe um seine Heimat; denn er ist ein Grenzmärker. Er liebt seine Heimat wie sie ist, er verteidigt sie mit Zähigkeit gegen jede Angriffe Andersdenkender, die nicht wie er in Oberschlesien den Südostpfeiler des Reiches sehen. Diese Liebe ist bedingungslos, sie fragt nicht, ob vielleicht andere Länder schöner seien, sie wird nicht kühler, auch wenn er die erhabenen Gipfelfluren der Alpen und die brandungumtosten Steilküsten des Weltmeeres auf sich hat wirken lassen. Sein Oberschlesien ist nicht nur auch schön, nein, es ist für ihn das schönste Land der Erde; denn er liebt es mit beispielloser Hingebung.

Das kann so richtig verstehen nur ein Oberschlesier. Vielleicht hat so mancher Neutraler, der in und nach der Abstimmungszeit das Land bereiste, weil es plötzlich in den Mittelpunkt des politischen Geschehens gerückt war, Oberschlesien nur als das Land der harten Arbeit, aber als ein Land bescheidener landschaftlicher Reize und gewisser Einförmigkeit kennen gelernt. Das liegt daran, daß er meist nur einen Ausschnitt aus dem Oberschlesierlande gesehen hat, nämlich den Südostzipfel, und daß er es mit dem kühlen Verstande des Fremden sah, der nicht fähig ist, sich in die Eigenart von Land und Leuten zu versenken. Nicht selten sind zufällige Erlebnisse mit Menschen, die gar nicht bodenständig sind in der Landschaft, ausschlaggebend gewesen für das Urteil des Fremdlings, der das Wesentliche der Landschaft nicht begreift, nämlich die innige Verschmelzung von Blut und Boden, von Raum und Mensch.

Gottbegnadeten Künstlern ist es gegeben, diese Einheit zu erfühlen und ihr in einem Kunstwerk Ausdruck zu verleihen. Da erscheint es uns selbstverständlich, daß der Oberschlesier so ist, wie er ist, und daß er gerade in diese Landschaft hineingeboren worden ist, die nur so aussehen kann, wie wir sie heute sehen. Die Wissenschaft hat einen längeren Weg gebraucht, um zu derselben Erkenntnis zu kommen, weil für lange Zeit der kühle Verstand die Dinge zerpfückte und auf diese Weise die Probleme lösen wollte. Erst jetzt haben wir gelernt, daß bei aller Schärfe des Geistes und genauester Untersuchungsmethoden die Geographie nur dann zum Ziele der wahren Erkenntnis der Länder und Räume gelangt, wenn sie deren Wesenheit in ihrer Einzigartigkeit und Ganzheitlichkeit darzustellen vermag. Und dazu bedarf es letzten Endes einer verständnisvollen Einfühlung.

Es ist gewiß wichtig, daß wir die geologischen Formationen und die Lagerstätten Oberschlesiens genau studieren; denn nur so ist die Kalkindustrie des Oppelner Bezirkes und des Helms verständlich, können wir die Erz- und Steinkohlenvorkommen des Industriedreieckes beurteilen. Es ist gewiß notwendig, das Klima Oberschlesiens zu kennen, das gegenüber Niederschlesien rauher ist und sich durch einen längeren Winter auszeichnet. Es ist auch notwendig, daß wir den Boden studieren, dessen verschiedene Fruchtbarkeit den Unterschied zwischen den Ackerfluren um Leobschütz und den Nadelwäldern von Stober und Malapane bedingt. Neben dem Pflanzenkleid und den Oberflächenformen müssen wir fernerhin auch dem Menschen und seinem Werk unsere Aufmerksamkeit widmen; denn Unternehmungsgeist und harte Arbeit ermöglichen einer immer größer werdenden Bevölkerung in dem Lande zu leben und zu immer größerem Wohlstande zu gelangen.

All diese Gesichtspunkte berücksichtigte die Geographie auch schon früher, wenngleich die Beschäftigung mit dem Menschen, mit seiner rassen- und stammesmäßigen Eigenart und seinen Kulturleistungen lange Zeit vor der Beschäftigung mit der Natur des Landes, namentlich dem Studium der Oberflächenformen, zurücktreten mußte. Das Interesse hat sich heute geradezu umgekehrt, indem der Mensch stark in den Vordergrund auch der wissenschaftlichen Untersuchung gerückt ist. Das ist gerade für Oberschlesien notwendig, wo die Tatsache, daß ein Teil der Bevölkerung außer dem Hochdeutschen das Oberschlesische spricht, vielfach folgenschwere Verwirrungen angerichtet hat, weil Nichtkenner der oberschlesischen Verhältnisse daraus folgern wollten, daß Oberschlesien dem deutschen Raum nur äußerlich angehängt sei.

Die Formen der Kulturlandschaft reden gerade in Oberschlesien eine beredte Sprache und beseitigen alle Zweifel. Auch jenseits der alten oberschlesischen Grenze gibt es bei Bendzin und Dombrowa Steinkohlenbergwerke und dichtbesiedelte Wohnbezirke. Aber welcher Unterschied besteht in dem Bau der Häuser und Straßen, im Grundriß der Dörfer und Städte! Eine scharfe Kulturlandschaftsgrenze trennt Oberschlesien gegen das ehemalige Kongreßpolen und gegen Galizien ab. Der Unterschied der Landschaft besteht aber nicht nur bei den vom Menschen errichteten Kunstbauten, sondern auch in der Behandlung der Felder und Wälder, der Flüsse und der Wiesen.

Diese Beobachtung führt uns zu der wichtigen Erkenntnis, daß es keinen Dualismus zwischen Natur und Mensch in unserer Landschaft mehr gibt. Wir haben nicht mehr auf der einen Seite die von der Natur gebildeten Landschaftselemente und auf der anderen Seite die vom Menschen geformten Landschaftsbildner, sondern eine enge Verknüpfung beider zu einheitlichen Landschaftsräumen. Begeben wir uns beispielsweise in die reizvolle Landschaft um die Bischofskoppe ganz im südwestlichen Teile von Oberschlesien, wo die Gebirgsformen der Sudeten in unser Gebiet hineinragen. Das beigegebene Bild wird uns die Einfühlung in die Landschaft erleichtern. Wenn wir in dieser Gegend wandern und vor uns das Ackerfeld sehen, aus dem sich Hügel mit Wald und Ackerland erheben, während im Hintergrunde die Bischofskoppe allmählich aus dem Dunst

hervortritt, so freuen wir uns, in der schönen, freien Natur frische Luft atmen zu dürfen.

Unter Natur verstehen wir eine Landschaft, die durch die Pflanzenwelt ihr besonderes Gepräge erhält. Nichts aber ist von dem, was wir vor uns sehen, Natur in dem Sinne, daß es unberührt ist von Menschenhand. Es ist heute schon ziemlich schwierig, uns eine Vorstellung davon zu machen, wie die Landschaft in Mitteleuropa, also auch in Oberschlesien, ausgesehen hat, bevor der Mensch sie umzuwandeln begann. Nur ein Vergleich mit anderen Ländern, die noch heute so gut wie unbesiedelt sind, kann uns klar machen, welche einschneidende Unterschiede zwischen einer unberührten Landschaft, der Naturlandschaft, und einer Kulturlandschaft mit gepflegten Forsten, Wiesenflächen und Ackerfluren besteht.

Der Blick auf die Gruben von Nieder-Lazise im Kreise Pleß zeigt uns nicht den Unterschied zwischen einer Natur- und einer Industrielandschaft, sondern wir blicken auf eine wohlgepflegte Kulturlandschaft, die sich aus drei verschiedenen Teillandschaften zusammensetzt, nämlich dem Ackerland, der Industrielandschaft und einem leichtwelligen Waldgebiet. Jede dieser Teillandschaften setzt sich wieder aus Landschaftsteilen zusammen, wie die Industrielandschaft aus den Schutthalben, den Fabrikgebäuden und Kühltürmen, und jeder Landschaftsteil wird von den Landschaftsbildnern geformt, die zum Teil der Naturwelt, zum Teil der Kulturwelt entstammen und in der Landschaft zu einem untrennbaren Ganzen vereinigt sind. Oberflächengestalt, Klima, Bodenart und der vom Menschen gepflanzte Kiefernwald bilden einen Landschaftsteil. Wo wir im Kreise Rybník Löss haben, wird der Boden als Ackerland genutzt, und es entsteht ein ganz anderer Landschaftsteil, das Ackerland. Ohne den Menschen hätten wir dort Steppen.

Gehen wir in die Oberlandschaft, so hat der Mensch ein völlig von dem Urzustande abweichendes Bild geschaffen: statt eines in vielen Armen wild mäandrierenden unbändigen Laufes, wie wir ihn in der polnischen Weichsel noch vorfinden, fließt die Oder heute in einem ausgetieften und von Dämmen geregelten Bette dahin, und wo einst Sumpfwald und Gestrüpp sich ausdehnte, haben wir heute geeignete Ackerfluren und Weiden. Der Mensch konnte Dörfer da anlegen, wo das Land ehemals unpassierbar war. Nirgends mehr finden wir seine Naturformen.

Wir wollen heute keine gelehrten Untersuchungen anstellen, doch mögen die angeführten Beispiele zeigen, welche Fülle neuer Erkenntnisse die von Siegfried Passarge begründete Landschaftskunde zu zeitigen imstande ist, durch die in weitgehendem Maße auch die Heimatkunde befruchtet werden wird. Es kam darauf an zu zeigen, daß von der uns umgebenden Landschaft der Mensch nicht mehr herausgedacht werden kann.

Die Begriffe Raum und Volk sind nicht zu trennen. Ein Volk allein ohne Raumbeziehungen gedacht ist unwirklich, eine schemenhafte Abstraktion. Es besteht eine gegenseitige Abhängigkeit zwischen Volk und Raum. Der Mensch wird beeinflusst von der Landschaft, aber er ist auch bei ihrer Ausgestaltung entscheidend wirksam. In

dem Boden, den der bodenständige Mensch bearbeitet, wurzelt er mit seinem ganzen Sein, er ist ohne diesen Boden undenkbar, und undenkbar ist auch der Boden ohne ihn. Die Landschaftskunde lehrt uns erkennen, was es heißt, von der Verbundenheit von Blut und Boden zu sprechen.

Jeder Raum ist eine Wesenheit von ganz bestimmtem Charakter, wie sie nur einmal auf der Erde vorkommt. Dabei haben die Lagebeziehungen ein wichtiges Wort mitzusprechen. Daß geographische Lage das Schicksal eines Landes bedeutet, das hat Oberschlesien in der vollen Bedeutung des Wortes kennen gelernt. Oberschlesien ist dank seiner Bewohner, die eine deutsche Kulturlandschaft geformt haben, nicht nur ein ferndeutsches Land, es ist auch ein Grenzland, dem im gesamtdeutschen Raum nicht nur besondere Verkehrsaufgaben zugewallen sind, sondern dem es obliegt, Hüter des Deutschtums im vom Slawentum umflossenen Südostpfiler des Reiches zu sein. Und wenn es noch Menschen gibt, die aus bösem Willen gegen ihre bessere Erkenntnis behaupten wollen, daß Oberschlesien ein Übergangsland ohne ausgeprägte nationale Eigenart sei, so brauchen wir nur auf die Landschaft zu verweisen, die stark und echt den Stempel der deutschen Kulturlandschaft trägt.

Siedlungskundliche Aufgaben der oberschlesischen Heimatforschung¹

Von Herbert Schlenger, Breslau

Die oberschlesische Siedlungskunde muß unter zwei methodischen Forderungen betrieben werden: 1. Sie darf nicht beschränkt werden auf einen geographischen Raum, der durch zufällige historische Grenzziehungen für mehr oder weniger längere Zeit in seiner Ausdehnung bestimmt war oder ist; d. h. also, es ist wissenschaftlich unhaltbar, siedlungskundliche Untersuchungen etwa nur auf Westoberschlesien zu beschränken, so wie es durch die politischen Ereignisse der Nachkriegszeit geschaffen worden ist. Dies gilt in besonderem Maße für die Fragen, deren historische Tatsachen der Vorkriegszeit angehören. Die Siedlung des Mittelalters, der nachmittelalterlichen Zeit, der Gutsherrschaft, des Absolutismus und des 19. Jahrhunderts wird stets in einem größeren oberschlesischen Raum betrachtet werden müssen. Was für die Nachkriegszeit gesagt worden ist, gilt ebenso für ältere Grenzziehungen. So hat bekanntlich der Friede von Breslau 1742 ein preussisches und ein österreichisches Schlesien geschaffen. Nur wenige siedlungskundliche Arbeiten der Vorkriegszeit sind irgendwie befriedigend dieser Tatsache gerecht geworden. Im Gegenteil, man verengte das Untersuchungsgebiet auf den preussischen Anteil. Die bei Österreich verbliebenen Teile des Meißner Bistumslandes, der Fürstentümer Jägerndorf und Troppau, ferner Teschen, Auschwitz, Zator und das Ganbuscher Land schieden seit der preussischen Zeit Schlesiens sowohl aus den statistisch-geographischen wie aus den historischen Arbeiten so gut wie ganz aus. Die Organisa-

¹ Kurzer Auszug zweier Vorträge „Grundzüge der schlesischen Siedlungsgeschichte“ und „Siedlungsgeographische Aufgaben in Oberschlesien“, gehalten auf der heimatkundlichen Rüstwoche in Cziasnau, Dez. 1934. Die Vorträge wurden durch Lichtbilder veranschaulicht, auf deren Wiedergabe hier verzichtet werden muß.

tion der wissenschaftlichen Forschung unterstützte die durch die Politik geschaffene Teilung der schlesischen Arbeitsgebiete. Dieses Auseinanderstreben wurde jedoch im letzten Jahrzehnt aufgehalten, ja sogar in eine rückläufige Bewegung verwandelt durch die praktisch-organisatorischen Auswirkungen, die durch die Entwicklung des wissenschaftlichen Ganzheitsgedankens in der Siedlungskunde veranlaßt wurden. Dieser Gedanke schließt die 2. methodische Forderung in sich, von der eingangs gesprochen wurde: die Siedlungskunde ist nicht allein auf die Erfassung der historischen Ereignisse und der geographischen Gegebenheiten zu beschränken, sie hat in gleichem Umfange den Siedler als solchen in seiner Sprache, seiner Sachkultur, seiner Sitte und seinem Brauchtum, d. h. also in seinem gesamten Volkstum zu erfassen. Damit wird die Siedlungskunde aus der Hand des fachlich spezialisierten Einzelforschers genommen und in die Hand einer Forschungsgemeinschaft gelegt, wie sie sich etwa in den Rheinlanden in den Arbeiten von H. Aubin, Th. Frings und J. Müller fruchtbar erwiesen hat. Die geistigen Führer dieser provinziellen Arbeitsgemeinschaft sind heute dabei, in gleichem Sinne die Kulturmorphologische Forschung in Ostmitteldeutschland (Th. Frings, Leipzig) und Schlesien (H. Aubin, Breslau) weiterzuführen und damit die Frage zu beantworten, wie weit die in einem beschränkten deutschen Siedlungsraum gewonnenen Ergebnisse für den gesamten deutschen Volks- und Kulturraum zutreffen und in welcher Richtung sie nicht nur sachlich, sondern auch räumlich zu erweitern sind. In Schlesien im besonderen ist sie auf den vom „Schlesischen Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit“ betreuten gesamtschlesischen Raum auszudehnen. Freilich bleibt es zugleich Aufgabe der Forschung, durch die Ausfüllung dieses Gebietes seine genaue Umgrenzung und die Rechtfertigung seines Begriffes zu erbringen, eine Aufgabe, die in ihrer Komplexion noch nicht überall klar genug erkannt worden ist.

Die oberschlesische Heimatforschung indessen wird im einzelnen eine so großzügige Schau der Probleme nicht durchführen können. Es ist dies ja auch nicht ihre eigentliche Aufgabe. Diese besteht vielmehr darin, für die Übersichtsuntersuchungen die notwendigen Einzel Forschungen zu liefern. Auf diese ist die heutige Wissenschaftsorganisation angewiesen, steht sie doch im Zeichen der Gemeinschaftsforschung, die auf die Mitarbeit jedes einzelnen angewiesen ist, sollen Forschungslücken vermieden und ein möglichst vollständiges Bild erzielt werden. Gerade in diesen liegen heute noch die größten Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Interpretation. Als ihre Darstellungsgrundlage wird die Karte verwandt, die nicht bloß wegen ihrer Anschaulichkeit und Übersichtlichkeit diesen Vorzug verdient, sondern auch vor jeder anderen Darstellungsart am ehesten geeignet ist, die Gesamtheit der Kulturmorphologischen Faktoren in ihrer Wechselwirkung zu zeigen. Sie zeigt – neben der Tabelle – unerbittlich jede Lücke und ermöglicht so der Heimatals Einzel Forschung solche Lücken zu schließen.² Aus dieser Einsicht entsprang beispielsweise der Wille der Landesstelle der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde in Oppeln, die den „Atlas der deutschen Volkskunde betreut“, in der Fragebogenstatistik dieses großartigen Gemeinschaftsunternehmens eine 100 % ige

² In diesem Sinne ist beispielsweise die am Schluß der Arbeit von H. Schlenger: *Friderizianische Siedlungen rechts der Oder...*, Breslau 1933, beigegebene Tabelle über die Siedlungsgründungen aufzufassen. Das gleiche gilt von den Karten in H. Schlenger, *Formen ländlicher Siedlungen in Schlesien*, Breslau 1930.

Erfassung aller oberschlesischen Siedlungseinheiten zu erreichen. Gerade dem Kenner der oberschlesischen Verhältnisse wird es deutlich sein, daß nur auf solcher Grundlage eine gesamtschlesische Volkstumsforschung möglich ist. Freilich werden dazu noch Fragebogen zusammengestellt werden müssen, die der Eigenart der oberschlesischen Landesforschung in vollem Maße gerecht werden. Von der gesamtdeutsch eingestellten Zentralstelle kann dies nicht verlangt werden.

Damit dürften die wesentlichsten methodischen Voraussetzungen der heimatkundlichen Siedlungsforschung umrissen sein. Nun ihre konkreten Aufgaben. Von diesen sollen nur diejenigen genannt werden, die dem Heimatforscher unmittelbare Ansatzpunkte für seine Arbeit liefern. Auch die vor- und frühgeschichtlichen Aufgaben müssen aus technischen Gründen fortgelassen werden.

Die Forschung über Umfang und Bedeutung der mittelalterlichen Kolonisation ist heute in ein Stadium getreten, das nur demjenigen Heimatforscher eine positive fruchtbare Mitarbeit ermöglicht, der in der Urkundeninterpretation aufs beste geschult ist. Schwierigkeiten sprachlicher und paläographischer Art werden nicht immer befriedigend zu überwinden sein. Da der Urkundenbestand fast ausnahmslos in den staatlich betreuten Archiven untergebracht sein dürfte, wird es auch kaum gelingen, in den Gemeindearchiven Urkundensfunde dieser Zeit zu machen, wodurch der Lokalforscher dem wissenschaftlichen Fortschritt unmittelbar dienen könnte. Seine Aufmerksamkeit ist in Schlesien vielmehr auf die spätere Zeit, vor allem das 16. und 17. Jahrhundert, zu lenken. Es ist die Zeit, in der die Grundherrschaften beginnen, sich zu Gutsherrschaften zu entwickeln, in der die Auseinandersetzungen zwischen Bauerntum und Gutsherrschaft einen leicht zugänglichen archivalischen Niederschlag in den Urbaren gefunden haben, die gerade in Oberschlesien sehr zahlreich sind, und in der industrielle Neugründungen von Glashütten, Eisenhämmern, Vorwerken usw. auch im Siedlungsbild bleibende Veränderungen hinterlassen haben. Ansätze, diese Zeit in die siedlungskundliche Entwicklung in gebührender Weise zu stellen, hat die oberschlesische Forschung an vereinzelten Stellen gemacht, so F. Stumpe in dem Abschnitt „Die Siedlungen des 16. und 17. Jahrhunderts“ in seiner Arbeit „Der Gang der Besiedlung im Kreise Oppeln“³ oder Th. Konieguny in der Veröffentlichung der Urbare von Radoschau und Chrost im Kreise Cosel.⁴ Die hier eingeschlagenen Wege müssen weiter gegangen werden. In welcher Weise sie dann zur Gesamtforschung führen, haben die Arbeiten von E.-E. Kloss⁵ und R. Flügge⁶ gezeigt, die freilich auch

³ Oppeln 1932. Verlag „Der Oberschlesier“ S. 32-46. ⁴ Cosel OS 1928.

⁵ E.-E. Kloss, Die schlesische Gutsherrschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Auf Grund der friderizianischen Urbare und mit besonderer Berücksichtigung der alten Kreise Breslau und Bolkowhain-Landeshut. Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, 33. Bd., Breslau 1932 und E.-E. Kloss, Die Entstehung des Frei- und Dreßgärtnerstandes in Schlesien. Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, 66. Bd., Breslau 1932, S. 115-129.

⁶ R. Flügge, Historisch-Geographische Studien zur Agrarverfassung in den schlesischen Kreisen Cosel, Neustadt, Falkenberg und Neisse im Jahre 1743, mit Rückblicken bis 1532. Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, 67. Bd., Breslau 1933, S. 146-176 mit 2 Karten.

nur wegen Mangels an Vorarbeiten erste Versuche darstellen und sich auf bestimmte Zeitepochen beschränken müssen. Das Schwergewicht der oberschlesischen Heimatforschung muß in diese Zeitepoche verlegt werden. Erst ihre Kenntnis wird eine richtige Würdigung der nachfolgenden merkantilistisch-absolutistischen Zeit Oberschlesiens ermöglichen. Sie ist gekennzeichnet durch die friderizianische Siedlung, über die bisher wohl am regsten gearbeitet worden ist. Und mit Recht, steht ihr doch eine große Anzahl wertvoller Archivalien zur Verfügung, allerdings auch nur mit Einschränkungen; denn das eben Gesagte gilt im wesentlichen nur für die staatlichen Gründungen. Über die privaten Kolonien gibt es so gut wie keine Aufzeichnungen, jedenfalls nicht in den staatlichen Archiven. Wie weit solche noch in den Gemeindearchiven vorhanden sind, kann der Heimatforscher feststellen. Desgleichen wird es seine Aufgabe sein, die Grund- und Kirchenbücher dieser Kolonien unter siedlungskundlichen Gesichtspunkten durchzuprüfen. So wird es ihm möglich, Anhaltspunkte über die Gründung der Siedlung, ihren allmählichen Ausbau oder Abbau, die Herkunft der ersten Kolonisten, ihre Versippung mit der eingefessenen Bevölkerung, die Änderung ihrer sozialen und volkswundlichen Struktur, ihre sprachliche Entwicklung usw. zu gewinnen. Gerade das Versagen der sonstigen Forschungsgrundlagen sollte zu intensiverer Arbeit anspornen. Wenn über jede Kolonie des 18. Jahrhunderts ein solches Siedlungsschema oder eine so aufgebaute Ortsgeschichte vorhanden sein wird, wird eine Übersicht über den Umfang der friderizianischen Siedlung in Oberschlesien vorgelegt werden können, wie sie bisher nur für die rechte Oberseite versucht worden ist. (Vgl. Fhn. 2). Genau so wichtig wie die Feststellung der Neugründungen ist die Erfassung des Ausbaues der alten Ortschaften in dieser Zeit. Dies gilt vor allem für den Kreis Leobschütz, wo die Bauernschaft einen großen Teil der Vorwerke aufgeteilt hat.

Und schließlich wird die Lokalforschung mehr als bisher ihre Aufmerksamkeit den Siedlungen des 19. und 20. Jahrhunderts, die im Gefolge der Steinischen Reformen und unter dem Renten- und Reichsiedlungsgesetz durchgeführt worden sind, zuwenden müssen. Es muß mit der Ansicht gebrochen werden, daß nur das siedlungskundlich bedeutungsvoll ist, was archivalisch ist. In der Gegenwart kann der Lokalforscher seine Erhebungen draußen im Gelände, an Ort und Stelle machen, ohne daß ihm der Vorwurf der Unechtheit gemacht werden könnte. Im Gegenteil, diese Arbeiten werden einmal ihre quellenmäßige Bedeutung erhalten; denn nur der Heimatforscher eigentlich kann das Entstehen einer modernen Nachkriegssiedlung mit ihrem Auf und Ab bis in alle Einzelheiten verfolgen. Man beginne beispielsweise, nun in der Nähe zu bleiben, die Entstehung und Entwicklung der Westfalen-Siedlung bei Gziasnau und Gorowski aufzuzeichnen, so lebendig, wie sie die Siedler bei einer Besichtigung den Teilnehmern der Rüstwoche geschildert haben.

Mit diesen Hinweisen ist bisher nur die ländlich-bäuerliche Siedlung berücksichtigt worden, die in der Tat auch in Oberschlesien die Grundzüge der modernen Kulturlandschaft bestimmt. Ihr Charakteristikum jedoch ist damit noch nicht erfaßt worden. Es

liegt in der Umwandlung der oberschlesischen Kulturlandschaft zur Industrielandschaft, in der Wanderung der Industrie aus dem Waldgebiet zwischen Stober und Malapane ins Industriedreieck und weiter nach dem Süden und Südosten. Noch heute ist dies dem aufmerksamen Beobachter kenntlich in dem Zerfall der Eisenhämmer, alter Mühlenanlagen, der Kalkhöfen und in dem Entstehen neuer Förderanlagen, Verkehrswege usw. Diese Veränderungen sollten bis ins einzelne kartographisch festgehalten werden. Die Vergleichsmöglichkeiten der Gegenwart mit den Zuständen der Vergangenheit bieten am besten die zahlreichen Pläne und Karten, wie sie etwa im Oberbergamt Breslau, sogar bibliographisch verzeichnet, lagern. Abdrucke dieser Karten wie ihre Benützung werden ja jederzeit gern gestattet.

Damit ist nun auch das äußere Siedlungsbild beachtet worden, dem insbesondere der Siedlungsgeograph seine Aufmerksamkeit schenkt. Er beobachtet die Abhängigkeit der Siedlung von den natürlichen Faktoren, etwa derart, wie sie J. Schmelz in einer bisher unveröffentlichten Arbeit für die Leobschützer Siedlungslandschaft herauszustellen versucht hat, indem er die Abhängigkeit der Dorfgestaltung von der Sonne und dem fließenden Wasser untersuchte. Wenn dafür auch die Lößhochfläche von Leobschütz besonders instruktiv ist, so lassen sich doch auch andernwärts in Oberschlesien ähnliche Beobachtungen machen. Man denke nur etwa an die Formen der Walldorfendörfer in Süd-oberschlesien rechts der Oder oder an die Bachangerdörfer im nördlichen Teil der Provinz. Als Grundlage zum Studium der Ortsphysiognomie sind die Gemarkungskarten zu verwenden, die sich wohl in allen Gemeindearchiven oder in den Kulturämtern finden lassen. Sie geben die einzelnen Hofstellen und Gebäude maßstab- und lagertreu wieder. Stellt sich der Lokalforscher von dieser Karte (in der Regel im Maßstab 1 : 2500) eine Pause der Ortslage her, so kann er in diese alle banlichen Veränderungen der letzten Jahre, die Lage verschwundener Hofstellen und vieles andere mehr eintragen. Während die Forschungen über die Ortsformen in Schlesien schon verhältnismäßig weit gediehen sind, kann dies von den Flurformen leider nicht behauptet werden. Mit Ausnahme des Walldorfentypus ist man über Einzeluntersuchungen noch nicht hinausgekommen. Da eine derartige Übersichtsarbeit die Arbeitskraft des einzelnen Forschers überschreitet, kann zu ihrer Durchführung auf die Hilfe der Heimatforschung nicht verzichtet werden. Das große Ziel der schlesischen Siedlungskunde bleibt eine Karte der Flurformen, bei der möglichste Vollständigkeit anzustreben ist. Wohl liegen ungedruckte Vorarbeiten für Nordschlesien von W. Gajka, für das Waldgebiet zwischen Stober und Malapane von H. G. Kretschmer und für Teile Mittelschlesiens von H. Schlenger zum Teil recht vollständig, zum Teil noch sehr lückenhaft vor, zu einer Gesamtkarte aber ist der Weg noch weit. Die schlesischen Flurkarten sind nicht, wie in vielen anderen Gegenden Deutschlands, zentral deponiert, wenn auch ein großer Teil im Landeskulturamt Breslau lagert. Manche Karte wird erst vom Ortsforscher ausfindig gemacht werden müssen. Jeder seiner lokalgeschichtlichen Arbeiten sollte er eine Flurkarte beigeben. Dies wäre ein Weg, die eben gekennzeichneten Schwierigkeiten



Landschaft um die Bischofskappe



Landschaft bei Niederaßfeld, Ostpreußen

zu überwinden. Bei diesen Karten-Veröffentlichungen ist zu beachten, das jedesmal die Besitzverteilung vor der Separation oder Flurbereinigung wiedergegeben wird. Durch eine spätere Zusammenfassung dieser Einzelpläne wird es möglich sein, außer der Streifenflur der Waldbufen, der Gewannflur und der Blockflur auch deren entwicklungsgeschichtliche Zwischenformen zu erkennen und durch sie Umfang und Art des Landesausbaues, wie Rodung, Besitzteilung usw., zu erfassen. Studien über das Feldwege- und Straßennetz wie über Veränderungen der Gemarkungsgrenzen können an die Flurpläne angeschlossen werden. Über die Entstehung der schlesischen Gemarkungsgrenzen gibt es noch keine Untersuchungen. Vorarbeiten hierfür werden vom Verfasser vorbereitet. Sämtliche historisch-kartographischen Arbeiten mußten bisher die Konstanz der Gemarkungsgrenzen als Voraussetzung stillschweigend annehmen. Was das bedeutet, ermißt man daran, daß an ihr sämtliche Grenzuntersuchungen, wie Verlauf der Diözesan- und Fürstentumsgrenzen, der Weichbild- und Kreisgrenzen, hängen. Es ist hier nicht Raum genug, um auf diese bedeutungsvollen Zusammenhänge näher einzugehen. Dafür soll noch auf ein Gebiet hingewiesen werden, das z. B. in die Volkskunde gehört: die Haus- und Hofforschung. Wenn heutigentags das Hausbild mancher Drienschaft eine auffallende Geschlossenheit und Regelmäßigkeit zeigt, so braucht dies nicht immer seit der Gründung so gewesen zu sein, wie dies außerschlesische Arbeiten gezeigt haben. Brandkatastrophen, neue Baustile, Wechsel des Baumaterials können jüngere Normungen zur Folge gehabt haben. Freilich fehlen in Schlesien darüber so gut wie alle Beobachtungen. Auch sie werden sich nur von vielen Mitarbeitern sammeln lassen. In den friderizianischen Kolonien beispielsweise läßt sich heute kaum noch ein Haus finden, das als Ganzes seit der Gründung steht. Unterlagen über das Alter der Häuser auch in den andern Dörfern fehlen desgleichen. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, solche einmal nur für ein Dorf zusammenzustellen und dabei die Veränderungen in der Grundrißanlage, der Dachkonstruktion, im Baumaterial u. a. in ihrer Abhängigkeit vom Alter der Gebäude aufzuzeigen.

Die vorstehenden Ausführungen erheben in keiner Weise den Anspruch auf Vollständigkeit. Sie hatten lediglich den Zweck, an einzelnen Beispielen die enge Verknüpfung von Heimat- und Landesforschung anzudeuten. Beide sind aufeinander angewiesen, nicht allein durch die moderne Organisation der Forschung, sondern auch durch die gegenseitige Bezogenheit ihrer Fragestellung. Nicht näher ausgeführt werden konnten die Beziehungen all dieser Untersuchungen zum Volkstum der Siedler. Sie waren einem weiteren Vortrag des Verfassers vorbehalten.⁷ Ziel der Forschung aber bleiben auch sie bei der hier angedeuteten Problemstellung. Es geht in unserem Grenzraum um das Dasein unseres Volkstums und die Existenz seiner besten Kräfte. In ihrer Erhaltung wird friedliche Grenzlandarbeit zum höchsten Dienst am Volke.

⁷ Deutsche Volkstumskarten und ihre Deutung. (Mit Lichtbildern).

Der Runenzauber auf einer wandalischen Graburne aus Oberschlesien

Von Univ.-Prof. Dr. Wolfg. Krause

Nachdem erst vor wenigen Jahren durch die zugreifende Wachsamkeit des Leiters des Landesamts für Vorgeschichte in Ratibor, Dr. G. Raschke, bei Gedschütz, Kr. Neustadt (Oberschlesien) ein leider nur trümmerhaft erhaltenes wandalisches Tongefäß des 3. Jahrhunderts mit Runen geborgen werden konnte, worüber Dr. Raschke und ich in „Mtschlesien“, Bd. 5 (Festschrift Seger) ausführlich berichtet haben,* ist im Oktober 1934 von Arbeitern beim Bau des Adolf Hitler-Kanals in Niesdrowitz, Kr. Groß-Gerehlig ein ganz ähnliches Gefäß mit Runen gefunden und wiederum durch Dr. Raschke in das Museum von Ratibor gebracht worden.

Die Urne von Niesdrowitz ist so gut wie vollständig erhalten; die um die bauchige Außenwand in geschlossenem Kreis herumlaufende Runeninnschrift ist überhaupt nicht beschädigt. Die tönernerne Urne enthielt außer Leichenbrand Reste verschiedener Grabbeigaben, darunter eine Lanzenspitze und den für die alten Germanen so kennzeichnenden Stangenbuckel eines Schildes. Der Fund gehörte unzweifelhaft einem wandalischen Kriegergrabe des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung an, genau wie der Fund von Gedschütz. Dr. Raschke und ich werden auch diesen neuen Fund eingehend in „Mtschlesien“ besprechen.

Die Runen zeigen von Beginn ihres Auftretens an ein doppeltes Gesicht. Sie sind vermutlich im 1. Jahrhundert vor Christus bei einem südgermanischen Stamm, vielleicht den Markomannen, im nördlichen Noralpengebiet auf der Grundlage eines norditalischen Alphabets entstanden und dienen daher als Lautzeichen, die man zu Wörtern zusammenfügte, wie wir das von unseren Buchstaben her gewohnt sind. Daneben jedoch wurden die einzelnen Zeichen als Begriffssymbole verwandt, indem sich jene Rune auf die kultische oder magische Begriffssphäre bezieht, die durch ihren Namen angedeutet wird. Diese sakrale Verwendung der Runen wird schon von Tacitus im 10. Kapitel der Germania bezeugt.

Während nun die erhaltenen Teile der zuerstgefundenen Gedschüzer Inschrift Lautrunen aufwiesen, erkennt man bei der Niesdrowitzer Inschrift auf den ersten Blick, daß es sich um reine Symbolrunen handelt.

Der Anfang der Inschrift ist durch einen kleinen senkrechten Strich zwischen zwei Runen gekennzeichnet. Ferner deuten zwei Zeichen der Inschrift durch ihre nach links gewendete Form darauf hin, daß die gesamte Inschrift wahrscheinlich von rechts nach links zu lesen ist. In den ältesten Runeninnschriften finden sich beide Schriftrichtungen nebeneinander.

* Vergl. auch „Germanische Urzeit in Oberschlesien“, Heft 20 der Reihe „Aus Oberschlesiens Urzeit“, Verlag „Der Oberschlesier“, Oppeln 1933.

Links neben dem erwähnten Anfangszeichen steht ein senkrechter Stab, also eine i-Rune. Es folgt eine Gruppe von leiterartigen Zeichen, in denen man die Vervielfältigung der h-Rune zu erkennen hat. Derartige Vervielfältigungen einer Rune sind uns auch sonst bekannt und bezwecken eine Verstärkung der durch die Rune angedeuteten magischen Kraft. So findet sich auf der dem Beginn des 5. Jahrhunderts angehörenden Grabplatte von Kylber auf Gotland eine vervielfältigte t-Rune. Die t-Rune hieß urnordisch *tiwaz* „Gott“ und bezieht sich zur Völkerwanderungszeit auf den höchsten Gott, den späteren Odin. Die vervielfältigte t-Rune von Kylber symbolisiert also die Macht Odins, des alten Toten- und Zaubergottes.

Nach den h-Runen folgt auf der Niesdrowiger Urne eine linksgewendete s-Rune von gerundeter Form, wie sie uns sonst nur noch auf zwei Runendenkmälern aus Blekinge in Südostschweden bekannt ist. Dann reihen sich wiederum mehrere vervielfältigte h-Runen an, und zum Schluß ist eine verdoppelte, linksgewendete r-Rune geritzt. Es ergibt sich also das vereinfachte Schema *ihshr*.

Was bedeutet nun diese seltsame Inschrift? Da sie in eine Graburne eingeritzt wurde, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß sie in Verbindung mit dem Totenkult und mit den religiösen Vorstellungen vom Fortleben des Toten in Verbindung steht. Und die Vergleichung mit anderen keltischen Ritzungen aus altgermanischer Zeit weist uns in dieselbe Richtung.

Schon vor den Runenfunden von Gedschütz und Niesdrowitz waren, vor allem durch die Untersuchungen von Tackenberg und Raschke, schlesisch-wandalische Tongefäße bekannt, in die heilige Zeichen, vor allem Hakenkreuze eingeritzt waren. Das Hakenkreuz nun symbolisierte die Lichtwelt, später die Welt der Asengötter. Wenn also auf Grabgefäßen das Hakenkreuz eingeritzt war, so scheint damit die lichte Welt des Jenseits angedeutet zu sein, in die der Tote eingehen sollte. Nun hatte aber die s-Rune im Altnordischen den Namen *sól* „Sonne“, wies also ebenfalls auf eine Welt des Lichtes hin. Wie nun auch sonst Runen und altgermanische Kultsymbole, zumal das Hakenkreuz, oftmals unmittelbar nebeneinander geritzt werden, so liegt es nahe, der s-Rune auf unserer wandalischen Urne dieselbe magische Bedeutung zuzuschreiben wie dem Hakenkreuz: Diese s-Rune weist auf die lichte Götterwelt hin, in die der Tote eingehen soll.

Wie nun ferner jene Lichtwelt bald durch das Hakenkreuz, bald durch die s-Rune symbolisiert werden konnte, so fand auch der Weg ins Jenseits, den der Tote zu wandeln hatte, einen doppelten Ausdruck: Entweder wurde ein Schiff geritzt, das eben diesen Weg von einem Ufer zum andern symbolisierte, und das so schon in den skandinavischen Felsritzungen der Bronzezeit auftritt, oder es konnte diejenige Rune angewendet werden, die sich auf das Fortgehen bezog, und das war die r-Rune die im Altnordischen reich *„Fortbewegung, Ritt“* hieß. Ein Teil der ausgedehnten Felsritzungen von Himmelstallund bei Norrköping in Ostgötland zeigt ein stilisiertes Schiff und daneben eine Inschrift von 6 linksläufigen Runen. Die vier mittleren Runen,

die sich durch geringere Höhe von den beiden Eckrunen deutlich abheben, ergeben das Wort raid „er ging, fort, er ritt“, und ohne Zweifel ist damit auf den Fortgang des Toten aus dem Diesseits ins Jenseits angespielt, worauf ja zudem die Schiffsfigur hinweist. Die r-Rune in unserer Niesdrowiger Inschrift dürfte demnach auch die Bedeutung „Fortgang oder Ritt ins Jenseits“ haben.

Es bleiben noch die i- und die h-Runen übrig. Die i-Rune ist in der Runenmagie die Eistrune (altnordisch iss) und bedeutet, wie wir aus einem isländischen Runenlied wissen, tödliches Verhängnis. Die h-Rune ist die Hagel-Rune und symbolisiert jäh hereinbrechendes Verderben.

Die Eistrune und die Hagelrune stehen nun neben der Sonnen- und der Ritrune gleichsam wie strenge Wächter. Sie sollen den Weg des Toten beschützen gegen menschliche Grabfresser wie gegen dämonische Mächte; sie sollen aber auch verhindern, daß der Tote wieder auftauche und die Lebendigen erschrecke und schädige. Denn nichts fürchteten die Germanen mehr als Wiedergänger, und noch die isländischen Familiengeschichten des 13. Jahrhunderts sind voll von solchen schreckhaften Wiedergängergeschichten.

Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß wir die Verbindung von Eis- und Hagelrunen in einer magischen Grabinschrift noch auf einem anderen Runendenkmal wieder treffen: Der westnordische Runenstein von Nordhuglen enthält zunächst die Worte „Ich der Gode (= Priester) der Unbezauberte“. Der Runenmeister drückt mit diesen Worten seine geheime Macht aus: Er, der gegen Zauber gefeit ist, vermag um so wirksamer seinerseits Zauber auszuüben. Auf diese Worte folgen dann noch die i- und h-Rune, also dieselbe magische Verbindung wie auf der Niesdrowiger Urne.

Es fällt auf, daß wir die Parallelen zu unserer Urneninschrift ausschließlich auf schwedischem und norwegischem Boden fanden. Unter den vielen Runendenkmälern der urdeutschen und auch der dänischen Stämme findet sich in der Völkerwanderungszeit auch nicht ein einziges, das unmittelbar auf Totenkult hinweist.

Nun weist die stoffliche Kultur der schlesischen und posenschen Wandalen, wie zuletzt besonders v. Richthofen nachgewiesen hat, unzweifelhaft auf Nordjütland als alte Heimat der Wandalen. Die geistige Kultur der Inschriften jedoch deutet auf eine Verbindung mit Schweden. Vielleicht haben die aus Jütland abwandernden Wandalen Zugzug von schwedischen Stammesverwandten erhalten, auf deren Einwirkung jene grabkultischen Ritzungen zurückzuführen sind.

Jedenfalls gehört die Urne von Niesdrowitz zu den bedeutsamsten Runenfunden der letzten Jahre. Wir dürfen hoffen, daß spätere Funde ähnlicher Art unsere Kenntnis von der altwandalischen Kultur Ostdeutschlands immer mehr vertiefen. Schon jetzt ist deutlich erwiesen, daß die Behauptung von der Kulturlosigkeit und Barbarei der Wandalen, die allen Feinden Deutschlands so lieblich in den Ohren tönte, völlig hinfällig ist, und jeder Deutsche, ja überhaupt jeder Verantwortungsbewußte sollte sich hüten, den Ausdruck „Wandalismus“ weiterhin zu verwenden.

Ein ostgermanisches Jahrhundert am Mittelmeer

Blüte und Verfall des Wandalenreiches

Von Diplomland- und Volkswirt Dr. Dr. Kayserbrecht

Das Jahr 534 hat in der germanischen Geschichte eine tieftragische Bedeutung. Unerbittlich überstürzten sich die grausamen Ereignisse. – Vor 1400 Jahren wurde der letzte König der Thüringer ermordet. Im gleichen Jahre zerfiel das Burgundenreich. Zu gleicher Zeit starb der letzte Ostgotenkönig Athalarich in Ravenna. Bald darauf wurde seine Mutter Amalaswintha gemeuchelt. Indes landete der oströmische Feldherr Belisar in Italien und gab dem Ostgotenreiche den Todesstoß.

Wenige Wochen vorher hatte dieser Belisar den letzten König der Wandalen (Gelamir) im Triumphzug durch Byzanz und dann in die Verbannung führen lassen. Seine Residenz, Karthago, von 15 000 wandalischen Kriegern verteidigt, war dem Ansturm einer Armada von fast 600 Schiffen mit 21 000 oströmischen Söldnern, darunter der besten Garde, nach heldenhaftem Kampfe erlegen. Nur wenige hundert Wandalen wurden gefangen genommen; das Blut der übrigen aber versickerte in den Wüstensande. – Ein schauerliches, doch – nach der Nornen Spruch – unabänderliches Schicksal. Warum denn?

Nun, ein Jahrhundert wandalischer Geschichte auf afrikanischem Boden hat nach den ewigen Gesetzen des Blutes und des Bodens ein naturgesetzliches Ende gefunden. Wie aber kam das?

Das ist eine Frage, die jeden Ostdeutschen heut mehr denn je angeht. – Als die Wandalen, Nachbarn der Kimbern und Teutonen, von ihrer jütischen Heimat aus, deren Wegen folgend, Schlessien erreichten, haben sie mit ihren Sippen seit dem ersten und zweiten Jahrhundert v. Chr. schnell das Oberland bis zu den Sudeten urbar gemacht. Schlessien war damals etwa dreimal so stark bewaldet als heut. Doch die eiserne Pflugschar rang der rauhen Scholle genug Frucht ab, genug, um das freudig wachsende Volk zu ernähren. Während in den Ländern weit östlich der Weichsel noch scheue Horden altslawischer Jäger und Zielder hausten, hatten die Ostgermanen schon einen ergiebigen Ackerbau und eine veredelte Viehwirtschaft. Von den abwandernden Ostgermanen haben die langsam nachrückenden Altslaven allerlei entlehnt, so z. B. den Pflug, den Morgen als Feldmaß, neue Früchte, wie den Flachs, Form und Einrichtung des Hauses u. a. m.

Mit den anderen ostgermanischen Stämmen im Ober- und Weichselland hatten die Wandalen Blut und Glaube, Geist und Sprache gemein. Die Wandalen aber waren

Anmerkung: Zu dem Aufsatz Kayserbrecht vergleiche man die französische Ehrenrettung der Wandalen „Genséric, Roi des Vandales“ von E. F. Gautier, eben deutsch herausgegeben von Jörg Vechler „Geiserich, König der Wandalen“ Societäts-Verlag Frankfurt a. M. 1934, erweitert mit Abbildungen z. T. wandalischer Kunde Oberschlesiens. Besprechung erscheint demnächst.

Dr. Georg Raschke.

von den anderen Völkerschaften zu Hütern des heiligen Haines auf dem im Oberland weit sichtbaren Siling erkoren.

Als im 2. Jahrhundert die Goten zum Schwarzen Meer wanderten, war die lugische Kultgemeinschaft gelockert worden. Schließlich wurde auch den Wandalen die schlesische Scholle zu eng und zu karg. Einzelne Gaue und Grafschaften, durch das Los bestimmt, zogen zur neuen Landnahme mit dem Schwerte aus. So sehen wir auf der römischen Reichskarte die Silingen zwischen Sudeten und Main, andere lugische Völkerschaften zwischen Sudeten und Donau verzeichnet. Letztere Stämme, unter ihnen das spätere Königsgeschlecht der wandalischen Hasdingen, breiteten sich weiter bis nach Ungarn und in die Vorberge der Ostalpen aus. Hier beginnt am Ende des 4. Jahrhunderts die Tragik des Wandalenzuges.

Die von den Hunnen nach Westen gedrängten Goten schlugen den Wandalenfürsten Wisumar. Sie zwangen nach dessen Tode den Wandalen ihren arianischen Glauben auf und nötigten sie, nach Westen zu weichen. Unter dem König Godagisl versuchten die Wandalen nach Italien durchzubrechen; aber der jung in römische Dienste genötigte Wandalenfürst Stilicho,* selbst Schwiegersohn und später mehrfacher Schwager oströmischer Kaiser, verlegte ihnen den Weg. Über Bayern zogen die Wandalen zum Rhein. Im harten Kampfe um den Flußübergang fällt der König. Sein Nachfolger führt die Völkerschaften, mit denen sich die Mainfringen vereinen, etwa bei Mainz über den zugefrorenen Rhein. Andere ostgermanische Stämme schließen sich an. Gallien wird unterworfen. Nach drei Jahren werden die Pyrenäen überschritten. Wie immer wird durch das Los das Land verteilt. Die Sueben erhalten Nordwestspanien, die Alanen etwa das heutige Portugal, die Silingen Südspanien und die asdingischen Wandalen Südostspanien, das nach ihnen noch heut Andalusien heißt.

Das Glück der Siegreichen und Besitzenden währte aber nur wenige Jahre. In grausamen Kämpfen werden die heldenhaften Silingen von den Römern vernichtet, die Alanen dezimiert. Der letzte Silingenfürst Freddal wird als Gefangener nach Rom geführt. Drei Jahre später schlagen aber die wandalischen Hasdingen die Römer; ihr kluger König schafft in Südspanien eine starke wandalische Seemacht; dann stirbt er. Nach seinem Tode wird 428 Geisarik der erste König des Stammesbundes der Wandalen und Alanen. Im Frühjahr folgenden Jahres stellt eine germanische Volkszählung 80 000 Stammesgenossen, davon 16 000 Krieger fest, die an den „Säulen des Herkules“ nach Afrika überfegen. Rom erzitterte bei dieser Kunde.

Vor 1500 Jahren schickte der römische Kaiser einen Gesandten den Wandalen entgegen: sie sollten als Verbündete des Kaiser angesiedelt werden. Als sie aber die Hinterhältigkeit und Zinsgier der römischen Grundherren zur Genüge kennengelernt hatten, stürmten sie Karthago und plünderten es. Die römischen Freudenhäuser wurden zerstört, die Dürnen vertrieben, der Sündenpfuhl war angelegt. Wenn ein französischer Bischof während der berüchtigten französischen Revolution das Wort „Vandalismus“ prägte,

* Vergl. das Vorsatzbild in diesem Heft. Man beachte die Hakenkreuze, welche mit Kreuzen auf dem Fries des Sarkophags über den Häuptern Stilichos und seines Gefolges abwechseln. Dadurch wird die germanische Jugend und der spätere christliche Lebenslauf des ostgermanischen Wandalenfürsten symbolisiert.

so ist er aber schon 1300 Jahre früher durch einen Bischof, Salvianus von Marseille, widerlegt worden, der bezeugte, daß da, „wo die Wandalen herrschten, die Römer nicht wagten, Lästern zu frönen“.

Die 50jährige Regierung Geiseric's, des fünften und größten der uns bekannten zehn vandalischen Wahlfürsten, ist die Glanzzeit des vandalischen Jahrhunderts auf afrikanischem Boden. Drei Jahre nach Karthagos Fall wird Geisarik als absoluter Herrscher von Ostrom anerkannt; im gleichen Jahre muß er aber einen Aufstand der adligen Grundherren niederschlagen. Dann macht die junge vandalische Flotte auf kühnen Seefahrten sich die Küsten des Mittelmeeres untertan. Die Tore Roms werden von Papst Leo den Wandalen geöffnet; 5 Jahre danach wird die römische Flotte vernichtet, 7 Jahre später ein römisches Heer geschlagen. Als aber Geisarik 476 den großen Frieden mit Ostrom geschlossen, stirbt er ein Jahr darauf.

Seine Nachfolger sind der Größe vandalischen Schicksals nicht gewachsen; die nächsten 50 Jahre bringen den Verfall. Schon in Spanien wurden die vandalischen Sippen mit ungermanischem und römischem Mischblut durchsetzt. Die in Karthago reich gewordenen vandalischen Geschlechter vergaßen die ewigen Gesetze des Blutes und Bodens. In Sprache und Sitte tritt Romanisierung ein. Die arianische Kirche erlaubt sich Eingriffe in den Staat, welche schlimme Folgen haben. In Konfessions- und Parteienkämpfen verzehrt sich die letzte vandalische Volkskraft. Das germanische Gesellschaftsprinzip, die alte Treue und edle Sitteneinheit sind vergessen und verloren.

Als die Unterworfenen den inneren Verfall Wandaliens bemerkten, begannen wilde Aufstände. Während des Königs Bruder Ladzio mit 120 Kriegsschiffen einen großen Aufstand in Sardinien niederschlägt, erscheint plötzlich die oströmische Flotte vor Karthago und bringt die vandalische Feste und Hauptstadt zu Fall. Der letzte Wandalenkönig, Gelamir, fällt 534 in Gefangenschaft.

Hat wohl der große Geisarik diese Gefahr geahnt, dieses Geschick vorausgesehen? — Als ihn auf der Höhe seines, von aller Welt bewunderten Glückes, eine Gesandtschaft aus der deutschen Heimat besuchte und bat, er möchte doch das Unrecht seiner Völkerschaft auf die heimische Scholle am „Wandalischen Gebirge“ (das sind die Sudeten) aufgeben, damit sie verteidigt werden könnte, da tat es der weitsichtige König auf den Rat seiner Weisen nicht. Die Gesandtschaft mußte erfolglos heimkehren.

Während der große König so die Achtung vor dem ewigen Gesetz des Blutes und Bodens bezeugt hat, haben seine Stammesgenossen, die Urenkel jener Wandalen, die einst den Rhein überschritten, diese ewigen Grundsätze verleugnet. So ereilte sie nach nur 100jähriger Herrschaft in Afrika das traurige Wüstenschicksal.

Die wenigen Silingengeschlechter, die im Oderland zurückgeblieben waren, haben aber ihre Verbundenheit mit dem Boden bewahrt. Sie haben den fremden Eindringlingen die uralten Bezeichnungen der Berge und Flüsse ihrer Heimat überliefert; sie gaben der Oderprovinz den vom Siling abgeleiteten Namen; sie erschlossen das Oder- und Weichselland einem ergiebigen Ackerbau. Die Hundertschaftsorganisation als alte soziale Grundlage der Germanen wurde von den Altslaven entlehnt.

Das deutsche Volkstum Oberschlesiens in alter Zeit

Von Dr. Joseph Klapper

Immer noch liegt Nebel über dem mittelalterlichen geistigen und bürgerlichen Leben Oberschlesiens. Die Landesgeschichte berichtet von Fürsten, Kriegen, Erbstreit und Landzerstückelung, von Grenzlandschicksalen, von fürstlichen Begnadigungen der Städte, Klöster und Grundherren, von Recht, Kirche, Wirtschaft, von Kämpfen, Erbschaften und Unglücksfällen. Fast immer schweigt die Geschichte über das Volkstum, seine Sprache und Sitte, sein Wollen und Fühlen, seine geistige Leistung und seine religiöse und nationale Art; nichts oder fast nichts hören wir von Sprichwort, Lied, Gebet, Sage und Erzählungsgut, vom Volksglauben, vom häuslichen Leben, von Kindererziehung, Volksunterhaltung, Festen, Tracht, Jahres- und Lebensablauf des Einzelnen, der Sippe und der Gemeinde, von täglicher Arbeit und Beruf, und nur selten erfahren wir etwas von dem Anteil am gesamtdeutschen Bildungsleben und von dem, was das deutsche Volkstum Oberschlesiens selber zum Wachstum dieses Bildungslebens beigetragen hat. Was den Lebensinhalt der bürgerlichen und bäuerlichen Grundschicht ausmachte, ist dahingegangen, wie eben das Leben dahingeht, soweit nicht gerade Reste der bildenden Kunst einige spärliche Hinweise darauf geben. Das Tun des Einzelnen flocht sich in das Leben der Gemeinde, und dieses Lebensgewebe wirkte sich immer von neuem, das Alte sank in Vergessenheit, weil es keinen Lebensanspruch mehr in sich trug. So hatte diese Volksgrundschicht eigentlich keine Geschichte. Und doch hatte ihr Dasein Sinn und Wert; denn es war Bewährung in dem stillen, zähen Kampfe, den die deutschen Siedler unablässig mit dem Boden und mit der Umwelt führen mußten. Diese Bewährungspflicht machte die wertvollen Züge der Erbanlage der deutschen Bauern stark. So bildete sich der besondere Volksschlag der Oberschlesier, der auch slawische Volksbestände in sich einschmolz; denn diese Volksreile fühlten sich schon zeitig von der deutschen Bildungswelt getragen und in ihr geborgen.

Heute richten sich Auge und Herz auf dieses urkräftige deutsche Volkstum der Vergangenheit. Wir sind seine Erben. Aus jenem Volkstum lernen wir uns selbst wieder verstehen, aus ihm gewinnen wir Richtungsgefühl im Streben nach völkischer Erneuerung. Heute muß jeder Volksschlag seine Vergangenheit von neuem klären. Für den deutschen Oberschlesier ist das aber besonders schwer. Er stand immer auf vorgeschobenem Posten, in dem großen politischen Geschehen Deutschlands nahezu unbeachtet; es war ihm nur selten gegönnt, von sich aus in dieses Geschehen einzugreifen. Hätte er nicht mit Zähigkeit festgehalten an seinen deutschen Erbanlagen und dem Erbschatze deutscher Bildung, dann wäre er untergegangen in den Wellen, mit denen ihn so oft die Wechsellschläge des Machtkampfes nichtdeutscher Nachbarstaaten überfluteten. In solchen Zeiten des Einbruchs fremder Mächte ging das meiste verloren, was etwa gelegentlich in Briefen und Chroniken von den Dingen des echten Volks-

tums aufgezeichnet worden war. Feuersbrünste verschlangen Städte und Bürgergut. Auf den Dörfern war ein Bedürfnis zur Aufzeichnung des Alltagsgeschehens und volkhafter Lebens- und Denkungsart überhaupt nicht spürbar; da galt nur wie noch heute die mündliche Überlieferung.

Die ostdeutschen Siedler stehen auf umkämpftem Boden. Aus der Armut an Nachrichten über das alte deutsche Volkstum sind immer wieder Folgerungen gezogen worden, die dem deutschen Anspruch auf den Heimatboden Abbruch tun möchten. „Es mag sein“, sagt man etwa, „daß einmal die Deutschen in das Land gewisse rechtliche, wirtschaftliche und kirchliche Einrichtungen getragen haben, daß sie Dörfer anlegten und Städte bauten. Aber solche Erscheinungen der deutschen Siedlungszeit sind doch im Gesamtbilde Schlesiens zu stark vereinzelt geblieben; in weiten Landstrichen wurde das Deutschtum bis auf geringe Spuren in den Städten von der nichtdeutschen Grundschicht rasch wieder aufgesogen; Landschaft, Kirche, Kloster, Bauerntum, Sprache und Lebensart waren oder wurden wieder slavisch, und bis auf engbegrenzte Erscheinungen ist die deutsche Siedlungstat in Oberschlesien für das heutige Antlitz des Landes belanglos geblieben. Man darf sich nur nicht durch die preußische Behördenarbeit jüngster Zeit täuschen lassen; die reicht nicht in die Tiefe bodenständigen Volkstums hinab.“

Derartigen Behauptungen können nur klare Zeugnisse der Vergangenheit entgegengestellt werden. Wo sind sie? Zumeist nicht mehr in den einstmals politisch umkämpften Bezirken Oberschlesiens selbst. Aber sie sind doch da. Wir müssen uns nur die Mühe geben, Steinchen zu Steinchen zusammenzutragen, um aus Trümmern der Vergangenheit den Bau des deutschen Kulturbildes wieder aufzurichten, so wie es der Gelehrte und der Baumeister in den Ruinen der alten griechischen Tempel und Königsburgen getan haben, so wie es die Vorgeschichte an unseren heimischen Stätten tut, die der Spaten in der Erde freigelegt hat. In unseren Bücherkammern stehen zu Tausenden die Werke, die in Schlesien vor Jahrhunderten mühsam mit der Hand geschrieben worden sind; meist sind es die Erzeugnisse des Fleißes unserer Klöster: Predigtbände, gottesdienstliche Bücher; Betrachtungen und Anweisungen für das Klosterleben, Kampfschriften im Glaubensstreit, dazu die Werke der großen Kirchenlehrer. In solchen Handschriften bleibt hier und da wohl einmal ein Blatt leer. Der Schreibermönch füllt es mit dem, was ihm gerade Herz und Sinn bewegt, mit Angaben über sein eigenes Schicksal, mit ein paar Hinweisen auf Tagesereignisse seiner engeren Heimat, mit Sprüchen und Liedstrophen, mit Segensformeln wider alles Unheilvolle oder auch nur mit einzelnen deutschen Wörtern. Aus solchen kleinbürgerlichen Einzelheiten würde wohl kein klares Bild des deutschen oberschlesischen Volkstums erwachsen. Aber die Volkstumsforschung unserer Nachbarn hat uns gelehrt, auch auf diese anscheinend bedeutungsarmen Spuren zu achten und sie als Beweisstücke für die Zugehörigkeit der Schreiber zu einem bestimmten nationalen und Kulturkreise zu werten. Glücklicherweise fließen die Quellen für die Erhellung des Volkstums der alten Zeit viel reicher;

sie sind nur bisher zu wenig beachtet worden. Die lateinischen Predigten knüpfen gern an Sitte, Brauch und Lebensform der Gemeinden an; wir müssen also aus ihnen solche Hinweise sammeln; sie fügen sich von selbst zu ganzen Bildern zusammen; nicht selten begegnen uns vollständige deutsche Predigten mit derartigem orts- und zeitgebundenem Inhalte. Dazu kommen Abhandlungen, die sich ganz mit dem Volksleben und mit Äußerungen von Volksglaube und Brauch befassen, meistens natürlich, um solches Brauchtum vom Standpunkte des christlichen Denkens aus zu wandeln oder zu bekämpfen. An solche Quellen wenden wir uns zunächst. Hinter all diesen Schriften aber stehen Menschen, die sie verfaßten oder abschrieben und sich daraus ihre eigene Bücherei zurechtmachten. Auf sie wendet sich unser Auge. Es sind die führenden Köpfe in der Grundschicht des Bauern- und Bürgertums. Wie sie dachten, was sie an geistigem Besiz zusammentrugen, das müssen wir im Gesamtbilde auch dann herausstellen, wenn die urkundlichen Nachrichten über ihr äußeres Leben dürftig bleiben. Es sind deutsche Männer, denen wir hier begegnen; deutsch war ihr Wort und ihr Wirken in der Gemeinschaft, der sie dienten. Von ihnen wollen wir erzählen. Und das deutsche Antlitz des obererschleasischen Volkstums wird aus dem Nebel, den die Vergangenheit darüber deckte, doch da und dort in klaren Umrissen herausleuchten. Wir dürfen solche führende Gestalten mit der Überzeugung anschauen, daß alle Züge an ihnen echt sind; jeder dieser Züge fließt aus zeitgenössischen Quellen. Vielfach aber werden wir in diesen Persönlichkeiten unser eigenes Denken wiederfinden, unser eigenes Wollen und Sein. Es ist das gleiche Deutschtum, das in der Gesinnung und im Lebensstile unseres Bauern- und Bürgervolkes auch heute wirksam ist.

Die Mönche von Rauden und ihre Bauern

Im Jahre 1252 beschloß Herzog Ladislaus I. von Oppeln, in Rauden eine Niederlassung der Zisterzienser zu gründen. Das tat er in der Absicht, eine für sein ober-schleisisches Waldland vorbildliche deutsche Ordensgemeinde zu schaffen. Das Kloster sollte nur dem Herzoge unterstehen. Es wurde mit eigenem niederem und hohem Gerichte ausgestattet. Die Mönche stellten die Niederlassung wohl erst im Jahre 1258 fertig. Sie kamen aus dem Kloster Andrzejew in der Diözese Krakau. Andrzejew war im Todesjahre des hl. Bernhard 1153 von dem Gnesener Erzbischofe gegründet worden, der vorher bis 1149 als Johannes II. Bischof von Breslau gewesen war. Das Kloster stand in enger Verbindung mit dem Mutterkloster Morimund, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß unter den ersten Raudener Mönchen auch einige französischer Herkunft gewesen sind. Im übrigen waren es Deutsche. Was Herzog Ladislaus von seiner Stiftung verlangte, war die geistliche und wirtschaftliche Betreuung der neuen Dörfer, die zu deutschem Rechte ausgesetzt wurden und unter der Grundherrschaft des Klosters standen. So wird 1264 nach Neumarkter Recht Dobrosławitz zwischen Gosel und Bauerwitz ausgesetzt, und seit 1269 besteht das deutsche Dorf Schönwald bei Gleiwitz. Leitung und Geist blieben in dem Kloster durch Jahr-

hundertere durchaus deutsch. Sobald die Urkundensprache deutsch wird, finden wir neben den üblichen lateinischen seit 1391 deutsche Urkunden, die dem Kloster in Ratibor, Rybník, Gosel und Aufschwiz ausgestellt werden, und erst um 1470 verliert sich diese deutsche oberschlesische Urkundensprache wieder. Kloster Himmelwitz, das vom Abt von Randen visitiert wurde und auch von da Mönchsnachwuchs erhielt, stellt seit 1401 deutsche Urkunden aus und erhält solche aus den Ausstellungsorten Strelitz, Löß, Zindowitz, Oberglogau bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Von dem deutschen Geiste in Randen geben das schönste Zeugnis die Klosterhandschriften, die sich die Mönche selbst schrieben oder die durch Kauf und Erbgang dorthin gelangten. Trotz aller Mißgeschicke, die das Kloster trafen, sind uns aus diesem Bücherschätze noch gegen 50 Handschriften erhalten. Sie sind meist religiösen Inhalts. Bis spät in das 15. Jahrhundert hinein findet sich darin nicht eine einzige slavische Bemerkung, dafür immer wieder deutsche Stücke, ganze deutsche Gebete und Betrachtungen, und noch aus dem Jahre 1502 eine deutsche Bannformel. Die lateinischen Werke stammen aus der geistigen Welt der mitteldeutschen Klöster; der Ordensüberlieferung entsprechend sind auch westliche Einschlüsse zu spüren. Wie eng die Beziehungen des Klosters zu dem glanzvollen deutschen Hofleben in Prag zur Zeit Kaiser Karls IV. und in der Folgezeit waren, zeigt ein Erbstück aus Mähren; kurz nach 1400 wird dem Kloster ein Prachtwerk übergeben, das ein Lob auf den hl. Hieronymus sein soll und den berühmtesten Rechtslehrer der Zeit, Johannes Andrea in Bologna zum Verfasser hat. Das Buch gehörte der vornehmen Frau Anna, der Witwe des Peter von Sternberg, die eine Nichte des Kaisers Karl war. Es ist mit kunstvoller, gemalter Randverzierungen geschmückt und ein Beispiel für die Buchkunst in Böhmen und Schlesiens, wie sie sich nach dem Vorbilde französischer und italienischer Kunst in Prag ausgebildet hatte. Aber längst vorher finden wir bedeutsame Beweise für den Kunstsinne der Randener Mönche. Im Jahre 1275, kurz nach dem Einzuge in das Kloster, wurde der erste Band einer Bibelhandschrift beendet; der Eigentumsvermerk am Schlusse lautet: Liber sancte marie de wladislauia scriptus anno domini M^oCC^oLXX^oV^o. Damals hieß das Kloster noch nach seinem Stifter Ladislauskloster. Das Werk hat eine Höhe von 43,5 cm und ist 30,4 cm breit; es ist von einer einzigen Hand zweispaltig auf einst 190 (heute 188) Blättern starken Pergaments geschrieben und sorgsam von einem zweiten Mönche durchgesehen. Diese Musterleistung deutscher Schriftkunst ist die älteste in Schlesiens entstandene Bibelhandschrift. Auf dem ersten Blatte aber ist in der Mitte des 14. Jahrhunderts das älteste Verzeichnis des Bücherbesitzes des Klosters eingetragen worden. Nicht alles ist heute davon mehr lesbar; aber es geht daraus hervor, daß das Kloster damals zum gottesdienstlichen Gebrauch und zur Belehrung mindestens schon drei Bände Bibeln, 2 Psalmenbände, Evangelien, Messbuch, Gradualgefänge und Antiphonen, auch einen Band Kirchenrecht besaß; man mag sagen, daß dies die gewöhnliche Ausstattung eines Klosters sei; doch wird darüber hinaus noch das Vorhandensein von 12 weiteren Bänden bezeugt, von denen der eine im französischen

Mutterkloster Morimund (bei Langres) gekauft worden war. Wenn ein solcher Kulturbesitz in so früher Zeit in Oberschlesien in einem einzigen Kloster vorhanden ist, dann darf man ruhig einen entsprechenden Schluß auf die geistige Lage der führenden Schicht des gesamten Landes wagen. Diese Mönche waren Künstler im Einbinden der Bücher. Die Bibel vom Jahre 1275 besitz noch heute ihren alten Einband aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Ein Musterstück schlesischen Kunsthandwerks! Holzdeckel von nicht ganz 1 cm Dicke sind mit braunem Leder bezogen, das einst Metallecken und kräftige Buchschließen besaß. Diese handfeste Sachlichkeit erhielt ihre besondere Zier durch den Lederschnitt; die ganze Fläche ist aufgeteilt durch Blattornamente und Rundbilder mit Löwe und Adler; die Tiergestalten sind mit der Punze herausgearbeitet. Eine Handschrift aus dem Jahre 1426, die unter dem Abte Nikolaus von Loslau entstand, zeigt einen ähnlichen Einband; diese Kunstübung ist also lange im Kloster beibehalten worden.

Standen diese deutschen Mönche etwa volksfern mitten unter einer Bauernschaft, die sie kaum beachteten und seelisch nicht verstanden? Das Gegenteil ist der Fall. Die Kleinbauern eines Teiles der alten Dörfer waren deutsch; ebenso die Geistlichen. Von den vier Pfarrern, die in Stanitz im 14. Jahrhundert bekannt sind, hat nur einer einen nichtdeutschen Namen, was über seine Herkunft auch noch nichts Entscheidendes besagt. Sie heißen Theodorich, Nikolaus Brunink, Nikolaus Gurcizga und Lorenz. Wir kennen aus einem Zehntprozesse die Namen einer großen Zahl von Bauern. Nur bei zweien wird ausdrücklich vermerkt, daß sie polnisch verhöört worden sind; ein Randener mit Namen Gsch, und der Kutscher Jano. Die Mönche und Geistlichen und die Städter werden dagegen lateinisch oder deutsch (in vulgari) vernommen, wie einigemal besonders gesagt wird. Die deutschen Geistlichen sind den religiösen Bedürfnissen ihrer slavischen Pfarrangehörigen gerecht geworden; sie verstanden und sprachen auch ihre Sprache. Deutlicher als alle urkundlichen Nachweise beleuchten die Predigtsammlungen und Beichtbelehrungen das seelische Verhältnis zwischen Mönchen und Bauern. Die Predigtwerke sind fast alle als Musterfassungen für die Predigt vor der Gemeinde bestimmt; nur einige sind für den Gebrauch vor den Ordensbrüdern selbst geschaffen.

Was erzählen sie von dem Volksglauben und dem Volksbranne? Alles ist darin, wie wir sehen werden, Ausdruck des Denkens und Glaubens eines mitteldeutschen Bauerntums. Die wichtigste Unterweisung für den Geistlichen als Seelenführer seiner Bauern findet sich in dem drittältesten Buche der Randener Klosterbibliothek. Das Werk ist in Mitteldeutschland entstanden. Der Verfasser ist ein Zisterzienser, der in der Zeit nach der Heiligsprechung Elisabeths von Thüringen (1235) und vor dem Tode Kaiser Friedrichs II. (1250) schrieb; der Kaiser wird als Feind der Christenheit bekämpft. Der Verfasser heißt Bruder Rudolf; der Titel des Werkes lautet etwa: „Über die kluge Verwaltung des Beichtigeramtes“ (Summa fratris Rudolphi de confessionis discretionem). Der Mann, der diese Unterweisungen schrieb, ist eine Kämpfer-

natur. Die gleiche Handschrift birgt auch Stücke einer sieben teiligen Predigtsammlung des Bruders Rudolf mit geschichtlich bedeutsamen Hinweisen auf den Kampf zwischen Papst und Kaiser. Darin wird angespielt auf den alttestamentlichen Richter Aod (Jud. 3, 15), der Rechts- und Linkshänder zugleich war. Der Prediger wirft dem Kaiser vor, daß er das Schwert, das ihm Gott verliehen habe, mit der linken Hand ebenso gewandt verwalte wie mit der rechten. „Welch seltene Kunst das ist“, so eifert er, „erkennt man daran, daß nun Juden und Keger in all ihrer Bosheit in Frieden leben; doch die Armen Christi werden durch Frondienst und Gewalt ausgeplündert und die Freiheit der Diener Gottes wandelt sich in Knechtschaft. Wucher und Trug finden vor Gerichte Schutz, die Unschuld nicht. Wissenschaft und Religion sind aus der Welt verbannt, Unzucht und alle Unreinigkeit sind auf den Thron gestiegen. . . Gott läßt Heuchler herrschen, um die Sünden des Volkes zu strafen. . . Die Welt ist voll von Räufern, Brennern, Fälschern, Mördern, Ehebrechern, Kegern, Wuchern und Simonisten, von Geistlichen, Mönchen, Nonnen, die jede Bosheit offen treiben; hoch und niedrig, alle sind sie der Habsucht voll. Bischöfe greifen zum Schwerte, aber nicht wie ein Petrus aus Eifer für den Herrn, um Blut zu vergießen tun sie es; sie kämpfen öfter, als sie Gottes Wort künden. So bauen sie das Haus des Herrn nicht auf, sondern zerstören es.“ Aus solchen unerschrockenen Worten spricht eine echte deutsche Christenseele, eine heldische Gesinnung. Als diese Predigten am Ende des 13. Jahrhunderts, wohl in Randen selbst, abgeschrieben wurden, war ja die politische Lage längst überholt. Und im Siedlungsosten war die Verbindung mit dem politischen Geschehen in Deutschland an sich nur lose. Wenn also die Randener Mönche an solchen Kampfpredigten noch Gefallen finden, so bekunden sie damit ihre eigene deutsche Art. Und wie sie ihre Pflichten als Seelenführer auffassen, zeigt eine andere Predigt über die Gewissenlosigkeit mancher höheren Geistlichen. „Manche führt die Frau Hoffahrt zum Amte der Seelenhirten und zu den geistlichen Weihen. Sie schließt mit ihnen einen Bund. Sie fordert von ihnen: Strebt mehr durch eure Kleider zu gefallen als durch eure Sitten! Sorgt mehr um eure Pferde als um eure Kirche! Müht euch um die Gunst der Mädchen mit wohlgelegten Reden, aber ihr sollt stumm bleiben, wenn ihr in der Kirche die Gläubigen belehren sollt! Den Armen Christi braucht ihr nichts zu geben; wenn ihr nur die Spielleute oft und reichlich beschenkt! Pfl egt das Kraushaar, das ihr Krol nennt, die Tonsur habt ihr nicht nötig, oder macht sie so klein wie möglich! Geht fleißig zu Schauspiel und Tanz, flieht die Stätten des Lernens, geht selten in die Kirche und nie zur Predigt! Verschiebt den Empfang der heiligen Weihen ins späte Mannes- oder ins Greisenalter; aber versucht mit guten Worten, Versprechungen und mit Gewalt die Einkünfte an euch zu reißen, die für die Geistlichen und Hirten des Herrn bestimmt sind! Seid peinlich genau und schägt die Groschen und Schessel, die eure Pfründe einbringt, bis zum letzten Viertel ab; doch ob die Seelen, die euch anvertraut sind, gedeihen oder verderben, das braucht euch nicht zu kümmern! Streitet mit weiser Rede über die Rasse eurer Hunde und

die Entleerungen eurer Falken; was liegt euch dafür an dem Leben der Heiligen und an dem Leiden und Sterben Christi für die Menschen! Leihet willig euer Ohr dem Geschwäg über eitles Zeug und über die Schwächen der Mitmenschen; eifert gegen alle, die zur Reinheit des Lebens und geistlichen Ehrbarkeit mahnen; das sind Keger!" Wer so spricht, nimmt es mit seinem Berufe als Seelsorger ernst. Man glaubt nach solchen Anklagen an die Echtheit der volksnahen Gesinnung, die aus einer anderen Predigtsammlung vom Anfange des 14. Jahrh. spricht. Da predigt ein Bruder Ludwig: „Gott ist der König aller Frauen, von der hochadligen Herrin bis hinab zur niedrigsten Magd, die im Stalle die Kuh melkt.“ Gott ist gegen alle Menschen barmherzig. „Ruf ihn mit dem Könige im Palaste, mit dem Ritter im Lager, mit dem Mönche im Kloster, mit dem Bauern auf dem Felde, mit dem Knechte und der Magd im Stalle; du wirst seine Antwort hören: Ich bin hier.“ Man freut sich über die volkstümliche Verbeugung, mit der die Predigt am Sonntage nach Ostern anknüpft an das Sprichwort: Als Kind ein Engel, als Mann ein Esel. Oder wir hören den Prediger gegen den Hochmütigen eifern: „Mit dem Hochmute geht es wie mit einer Schweinsblase. Zu drei Erbsen hinein, dann macht das Ding einen Mordslärm. Ein ganzer Sack voll Erbsen aber ist fein still. Nimm eine Nadel und stich in die Blase, dann sinkt das windgeblähte Ding in ein Nichts zusammen. So geht es dem Hochmütigen, wenn Krankheit und Tod über ihn kommen.“ Der Prediger achtet seine Bauern: „Die arbeiten Tag und Nacht, die Hitze brennt sie, der Frost schüttelt sie, und alle Welt lebt von ihrer Arbeit. Wenn sie sich vor fremdem Gut, Unwahrheit und Falschheit hüten, dann sind sie wahrhaft selige Leute.“ Nicht das Kleid macht den Menschen: „Da rühmen sich die Minderbrüder, daß ihr heiliger Franziskus der demütigste der Doktoren gewesen sei und nach dem Evangelium gelebt habe. Nicht das Ordenskleid, nicht die Demut des heiligen Franz macht dich selber heilig, das tut allein deine eigene Herzensgüte.“ Die Predigt eines Zeitgenossen, des Bruders Wilhelm, wendet sich gegen Prunk und Weltlust der großen Herren: „Sie haben den Auszug im eigenen Hause. Da lassen sie sich in ihren Kammern und Schlafgemächern ausgelassene Bilder malen, wie die Herren und Damen im Tanze dahinschreiten und die Arme umeinander legen. Und sie hängen an die Wände Teppiche und Bilder, auf denen man solche Lustbarkeiten sieht. Sie suchen die Freuden der Welt und hören selten das Wort Gottes. Sie wollen sich lieber an Pauke, Zitherspiel, Flöte und Fiedel ergözen, auch an Gesang, Konzert und an den Lügengedichten der Gaukler.“

Was uns heute besonders angeht, das ist die Fülle alles dessen, was uns Bruder Rudolf in seiner Anweisung über die kluge Verwaltung des Beichtamtes berichtet von dem Volksglauben und Volksbrauche seiner deutschen Bauern. Es ist bezeichnend, daß er in den besonderen Abschnitten, in die er seine Beichtfragen nach solchen Überlieferungen zusammenfaßt, nur von Mägden und Frauen spricht. Sie waren also schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts die eigentlichen Trägerinnen des vorchrist-

lichen Volksglaubens. So ist es ja noch heute. An Unverfälschtheit, Eigenwüchsigkeit und Vielseitigkeit des Volkstumbildes übertrifft der Bericht des Bruders Rudolf jede andere Überlieferung des deutschen Mittelalters. Wir wählen die für das deutsche Bauernthum Oberschlesiens kennzeichnenden Stellen aus.

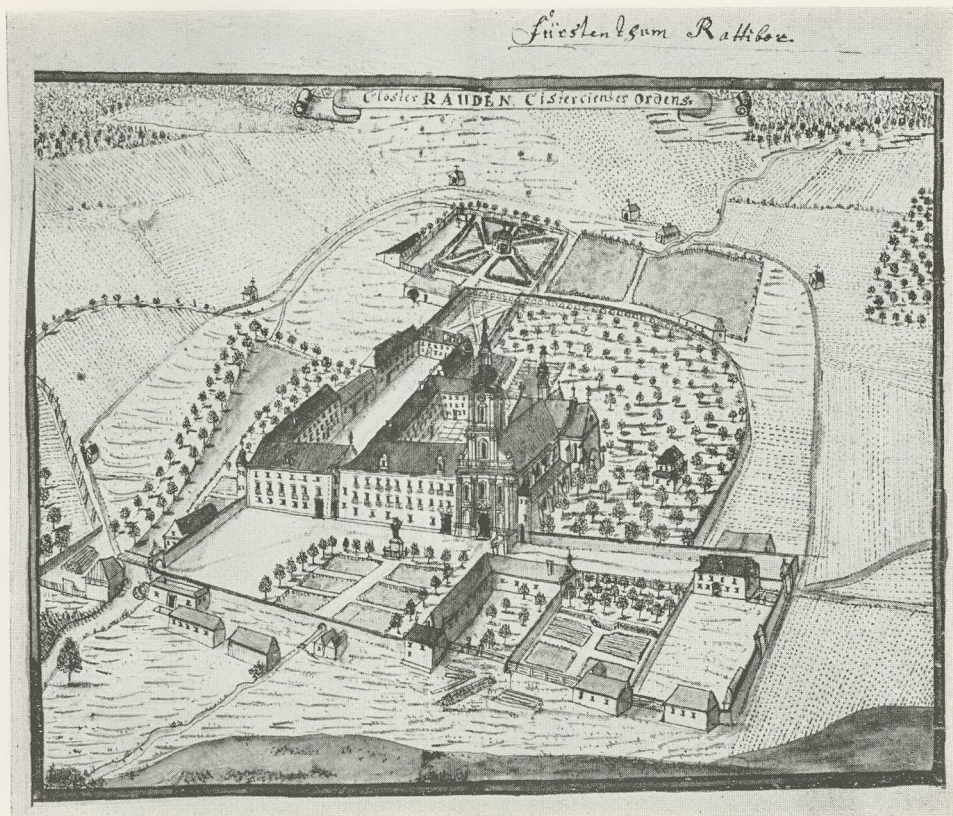
Was geschieht bei der Geburt der Kinder? Da nehmen die Frauen einen Sack und stecken ihr zartcs Kindlein hinein; das hilft, daß sie gut schlafen. Sie nehmen ihr Kind auf den Arm und gehen damit um den Herd. Dabei geht eine andere Frau hinter der Mutter und fragt: „Was trägst du da?“ Und die törichte Mutter sagt: „Einen Luchs, einen Fuchs, einen Hasen, der schläft.“ Sie stehlen sich einen Strohwisch, mit dem man den Backofen fegt, und damit scheuern sie das Kind beim Baden. In die Wiege legen sie Hasenohren, Maulwurfspfoten und noch andere Dinge; dann sollen die Kinder gut schlafen. Sie sprechen sinnlose Segensprüche, wenn sie von der Stätte ihrer Niederkunft zum Bette geführt werden. Die Kindshcbemutter nimmt ein Beil und berührt die junge Mutter am Kopfe damit. Sie nehmen einen rohen Faden und binden ihn um das Schaff, in dem sie sich baden. Der Vater bekommt zuerst nicht das Gesicht seines Kindes zu sehen, sondern seine große Zehe. Die Haut, in der das Kind zur Welt gekommen ist, dient zu allerlei verwerflichem Zauber. In das erste Bad des Kindes legen sie ein Ei, und das bekommt dann der Vater zu essen. Und sie gießen ihm auch das erste Badewasser über die Hände. Sie nehmen einen Strohhalm mit Knoten und besegnen das Kind damit. In dieser ersten Zeit geben sie auch aus dem Hause kein Feuer an den Nachbarn ab. Wenn die Taufe beendet ist, rühren sie mit den Füßen des Kindes den bloßen Altar an, sie legen ihm das Glockenseil auf den Mund, sie legen die Hand des Kindes auf ein Kirchenbuch und bestreichen sein Gesicht mit dem Altartuche. Dann wird das Kind schön. Wenn sie von der Taufe nach Hause kommen und über die Türschwelle schreiten, zertreten sie ein Ei, das man dorthin unter einen Besen gelegt hat. Wird das Kind zum ersten Male nach der Taufe gebadet, dann legen sie in das Badewasser neunerlei Körner. Unter den Badekessel stecken sie Eisengeräte und eine schwarze Henne. Dann zünden sie Lichter an und tanzen auf die Lichter zu. Mit dem Hemdlein des Kindes treiben sie allerlei Zauber, dann soll das Kind einmal alles wiederfinden, was es verliert. Das Badewasser aber gießen sie am Zaune einer Wirtschaft aus, wo eine andere junge Mutter wohnt; dann soll das Kind der anderen Frau schreien und das eigene ruhig sein. Abends stellt sich die Mutter mit dem Kinde auf dem Arme hinter die Haustür. Dann ruft sie das wilde Weib im Walde; da weint das Kind des Waldweibes und das eigene Kind bleibt still. Vom Zauber unverheirateter Mägde. Über das Badewasser sprechen sie einen Zauber; das tun sie auch, wenn sie sich festlich putzen. Sie sprechen Segen beim Kräutersammeln. Sie fragen den Mond und die Sterne nach ihrem Schicksal. Wenn sie wissen wollen, welchen Mann sie heiraten werden, nehmen sie ihren Gürtel und hängen ihn an einem Zaune auf; oder sie legen sich nachts darauf und sprechen den Abendsegen nicht. Dann erfahren sie es im Schlafe. Sie dürfen aber kein Wort dabei sprechen. Oder sie nehmen

fünf kleine Steine; jedem geben sie den Namen eines Mannes. Dann legen sie die Steine in das Feuer und lassen sie wieder etwas abkühlen. Nun werfen sie einen Stein nach dem andern ins Wasser. Dabei merken sie auf, welcher Stein knistert. Der zeigt ihnen den Mann an, den sie heiraten werden. Oder sie machen eine Seifenlange zurecht, nehmen einen Kamm, etwas Hafer und etwas Fleisch. Das stellen sie zusammen an den Abort. Dabei rufen sie: „Komm, Teufel, wasch und kämm dich, gib deinem Pferde den Hafer, deinem Habichte das Fleisch und zeig mir dafür meinen Mann.“ Bei der Hochzeit haben sie allerlei Zaubermittel, mit denen sie sich die Liebe ihres Mannes sichern wollen. Wenn aber der Mann treulos wird, dann wollen sie ihn mit dem Zauber peinigen. Sie machen ein Bild aus Wachs, das den Mann vorstellen soll, und werfen es ins Feuer oder stecken es in einen Ameisenhaufen.

Wie die Frauen ihr Glück sichern. In der Christnacht decken sie den Tisch mit Speisen für die Frau Holda, die Königin des Himmels, wie sie sie nennen. Dafür soll sie ihnen helfen. Wenn ein Haus neugebaut wird oder wenn sie in ein neues Haus einziehen, füllen sie Töpfe mit Speisen und graben sie an den Eckpfosten des Hauses in die Erde oder auch hinter dem Herd. Das ist ein Opfer für die sogenannten Stettewalde. Daher lassen sie auch nichts hinter den Herd gießen. Manchmal nehmen sie etwas von ihren Speisen und werfen es dorthin, um die Stettewalde günstig zu erhalten. Sie glauben auch, daß das Getreide gedeiht, wenn sie am Fastenbeginn Fleisch essen. Am 1. Mai stecken sie Zweige von einem Dornstrauche auf das Dach; dann geben die Kühe viel Milch. Vor die Haustüre stellen sie an diesem Tage Bäume auf. Ein Sonntagekind muß man an dem Tage auf eine Kuh setzen und dabei den Ruf des Ruckucks nachahmen. Sie glauben, daß sie reich werden, wenn sie den drei Schicksalschwestern opfern. Bei der Hochzeit wollen sie in das Haus nicht einziehen durch eine Tür, durch die ein Toter hinausgetragen worden ist. Sie gehen dabei über Rissen hinweg, die man ihnen hinlegen muß. Sie beißen ein Stück Brot und ein Stück Käse ab und werfen es über den Kopf hinter sich; dann haben sie, wie sie glauben, immer reichlich davon.

Daß solcher vorchristlich germanischer Glaube und Brauch für den Geistlichen ein Anstoß ist und von ihm bekämpft wird, ist selbstverständlich. Aber trotz dem Kampfe gegen diese Überlieferungen sind auch heute noch manche verwandte Vorstellungen im obereschleßischen Bauerntum lebendig, so bei den deutschen Schönwäldern ein Fruchtbarkeitszauber, in dem eine Henne verwendet wird, der Brauch der Birkenreiser und des Maibaums, Zauber mit dem eisernen Beile und Ähnliches.

Doch wir kehren zu den Randener Mönchen zurück. Sie haben uns aus der Mitte des 14. Jahrhunderts die ältesten deutschen Reimgebete Schlesiens überliefert. In der Handschrift, die das Werk des Bruders Rudolf enthält, schrieb ein Mönch auf ein leergebliebenes Blatt die drei folgenden Gebete.



Kloster Rauden im 18. Jahrhundert
 Aus der Topographia Silesiae von Fr. B. Werner

Handschrift der Staats- und Universitäts-Bibliothek Breslau

In nomine patris amen. In nomine patris amen. In nomine patris amen.

In nomine patris amen. In nomine patris amen. In nomine patris amen.

In nomine patris amen. In nomine patris amen. In nomine patris amen.

In nomine patris amen. In nomine patris amen. In nomine patris amen.

In nomine patris amen. In nomine patris amen. In nomine patris amen.

In nomine patris amen. In nomine patris amen. In nomine patris amen.



Aus der Raudener Bibelhandschrift vom Jahre 1275

Morgenjegen

Ich rufe heut von Herzen an
Das Blut und den hehren Leichnam,
Daß mir der gar schnelle Tod
Nimmer tue große Noth,
Und daß das hehre Himmelsbrot,
Das Gott seinen heiligen Jüngern bot,
Mir helfe lieber Herre Gott,
Durch deinen unverdienten Tod.

Gebet zu Maria mit dem Kinde

Maria, du bist alleine
Mutter und Magd. Du Reine,
Hilf mir, daß ich beweine
Meine Sünden, groß und Kleine.
In mütterlicher Treue
Verleih mir rechte Reue.
Deines lieben Kindes Blut
Mache mir das Ende gut.
Hilf mir aus der Hölle Blut!

Gebet zu Maria um einen guten Tod

Ich befehle mich, Gottesgebärerin,
Dir mit Seele, Leib und all meinem Sinn.
Ich bitte dich, Mutter der Barmherzigkeit,
Bewahre mich vor allem Leid.
Und an meiner letzten Stund,
Da die Seele fährt von meinem Mund,
Komm mir zu Hilfe, Königin,
Rette mich vor Höllepein
Und vor deines lieben Kindes Zorn,
Daß ich nicht ewig bleib verlorn. Amen.

So beten die oberschlesischen Mönche und lehren ihre Banern beten. Das ist der Kerngehalt des religiösen Gedankenkreises der Deutschen Oberschlesiens: Kreuz, Erlösung, Himmelsbrot, Sünde, Reue, Barmherzigkeit Gottes; der schnelle Tod, Hölle und Himmel; Maria als Fürsprecherin bei ihrem lieben Kinde; Bitte um ein seliges Ende. Das sind die Grundsäulen dieses Glaubens und Betens. Da ist noch nichts kernfaul darin oder schwächlich und süßlich. Das sind dieselben Banern und Bäue-

rinnen, in denen noch der alte Glaube nachklingt an den Nachtreiter, an die Hausgeister, an die Waldweiber, die Schicksalsfrauen und die Frau Holle.

Der geistige Wirkungsbereich der Raudener Mönche erstreckt sich nach Osten weit über den heutigen schlesischen Raum. Die deutschen Bürger von Krakau ließen sich noch in der Mitte des 15. Jahrhunderts gern in die Gebetsverbrüderung des Klosters aufnehmen. In einem solchen Verzeichnis finden sich fast nur deutsche Namen: Edler, Edlinger, Zeiskendorf, Wanzer, Ferber, Pehelt, Knote, Glazer, Starckhans, Taschner Strasburger, Lilienblatt, Wemiglilienblatt, Pockler, Baumheuer, Deutsch, Preuß, Homann, Jetter, Fleg. Als Vornamen begegnen hier nur solche, die den Schlesiern noch heute vertraut sind: Margarethe (fünfmal), Katharina (zehnmal), Dorothea (dreimal), Agnes (viermal), Magdalene, Anna, Ursula, Elisabeth, Christine und die Männernamen Peter, Johannes, Nikolaus, Christoph, Matthias und Michael. Wenn wir darunter auch einer Maria Swentochna und einem Schneider Maczek und seinem Weibe Henka begegnen, so ist auch dieses ein Zeichen, daß die Oberschlesier slavischer Abkunft dem Kloster mit gleichem Vertrauen anhängen und dort gern gesehen waren. So mancher arme Greis mag dort sein Gnadenbrot gegessen haben; im Jahre 1384 fütterte man dort einen uralten Töpfer Wenzel aus Schodzez mit durch, wie wir gelegentlich erfahren, er hatte sein 90. Jahr schon überschritten.

Rauden erlebte im 14. Jahrhundert unter tatkräftigen Äbten die Glanzzeit seiner wirtschaftlichen, erzieherischen, religiösen und völkischen Wirksamkeit. Es hatte damals starken Anteil an der in Prag erblühenden deutschen Bildung, die nach Olmütz herüberwirkte und von da aus Rauden, Ratibor und Krakau in ihr geistiges Leben einbezog. Deutsche Gebete und sprachschöne Übersetzungen geistlicher Werke fanden Eingang in das Kloster. Aber es gab auch hier Zeiten des Niedergangs, Zeiten, in denen sich unter den Mönchen undentscher Geist breitmachte. Da mußte es nichts mehr, daß seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts insulerte Prälaten als Äbte dem Kloster vorstanden. Immerhin; als 1810 das Kloster aufgehoben wurde, zählte seine Rüstkammer, so hieß ja im Mittelalter die Klosterbücherei, neben einer bedeutenden Zahl von Handschriften 12 000 gedruckte Bücher. Davon sind am Orte selbst und im Heimatmuseum in Ratibor nur wenige Erinnerungsstücke verblieben. Die Klosterkirche erzählt noch von einstiger Größe. Die echten Erben des alten Geistes aber sind die Bauern und Städter der Landschaft, die deutsch sprechen oder deutsch fühlen. In ihnen lebt der Geist von Sancta Maria de Wladislavis aus der Frühzeit der deutschen Siedlung fort in alle Zukunft.

Bodenständige Bauweise

nachgewiesen am Dramatal und seiner Umgebung

Von Dipl.-Ing. Georg Schuh, Studienrat

Die nationale Erneuerung, der Umbruch in der geistigen Einstellung des deutschen Menschen zur Um- und Mitwelt, ist mit Erfolg bemüht, die Beziehungen des ganzen Volkes zu Sitte und Volkstum inniger zu gestalten, in Vergessenheit geratene Bräuche wieder zu beleben und wertvolles Volksgut zu pflegen und zu erhalten. Nicht nur eine kleine Auslese von Fachleuten und Gebildeten, sondern das gesamte Volk soll sich dieses Besitzes erfreuen, soll an ihm teilhaben und aus der Verbundenheit mit der Vergangenheit Kraft für den Weiterbau schöpfen.

Die Stadt, vor allem die Großstadt, ist heute so unpersönlich geworden, daß vom Charakter der Landschaft, der diese Stadt angehört, kaum noch ein Hauch zu spüren ist. Abgesehen von wenigen mit Tradition beladenen Orten bietet sie keine Gelegenheit, das Volkstum zu pflegen und den Heimatsinn zu fördern. Ganz anders steht es mit dem Dorfe. Der Bauer, der an seine Schelle gebunden ist und dessen ganzes Lebenswerk nur dieser dient, ist innig mit dem überlieferten Gut seiner Vorfahren verwachsen und somit am ehesten geeignet, Tradition zu pflegen und am Althergebrachten festzuhalten. So geben uns auch heute noch die Siedlungsformen des Dorfes, der Grundriß und Aufbau des Gehöftes wichtige Aufschlüsse über Herkunft und Art der Entstehung der ländlichen Siedlungen.

Das Industriegebiet mit seinem Hinterland ist gegenüber andern Landkreisen stark benachteiligt, da seine Dörfer in ihrem rein ländlichen Charakter durch den immer weiter um sich greifenden Bergbau stark beeinträchtigt worden sind. Die geschmacklosen Arbeiter-siedlungen des vergangenen Jahrhunderts haben mit ihrem Ziegelrohbau dem oberschlesischen Dorfe das Persönliche nur ihm eigene genommen, haben mit roher Hand die Einheitlichkeit zerstört und haben zu guter Letzt noch vorbildlich für ländliche Neubauten gewirkt. Zum mindesten haben sie die Kräfte, die das deutsche Dorf in Oberschlesien pflegen wollten, gelähmt und ihnen allen Mut genommen zu retten, was noch zu retten ist.

Hier hat nun die neue Regierung mit fester Hand zugegriffen, hat aller weiteren Verschandelung den Kampf angesagt und mit erfreulicher Deutlichkeit auf die Wichtigkeit der Pflege des Bodenständigen hingewiesen.

Im folgenden ist der Versuch unternommen, an einem dem Einflusse der Industrie zwar noch unterliegenden, von Industriebauten selbst aber freien Teile des Landkreises Bentzen-Tarnowitz den Begriff des Bodenständigen heranzustellen und Vorschläge dafür zu machen, wie man dem Dorf seinen Eigencharakter erhalten kann.

In einer Entfernung von durchschnittlich 12 km von den 3 oberschlesischen Industriestädten Bentzen, Hindenburg und Gleiwitz fließt von Osten nach Westen die Drama, ein kleines Flüsschen, das in der Nähe von Tarnowitz entspringt und südwestlich Peis-

Kretscham in die Klodnitz mündet. Mit ihrem Tale, das sie in einem heute nur noch wenig bewaldeten Höhenzuge ausgewaschen hat, bietet sie ein lohnendes Ausflugsziel für den landhungrigen Städter und bildet gleichzeitig die nördliche Grenze der Ausstrahlung städtischen Einflusses. Eisenbahn, Autobus und Straßenbahn erschließen das Land zwischen der Drama und dem Industriebezirk, erleichtern dem Städter die ständige Niederlassung oder auch den nur vorübergehenden Aufenthalt und werden so zu Wegbereitern für den Eingang städtischen Gedankengutes.

So nimmt es nicht wunder, wenn dieses zum größten Teil dem Landkreis Beuthen angehörende Gebiet immer mehr der Stadt verfällt und an bäuerlicher Kultur und ländlicher Schönheit verliert. Der städtische Einfluß zeigt sich nun nicht nur darin, daß bäuerliches Brauchtum verdrängt wurde, er äußert sich vielmehr am auffallendsten an den Baulichkeiten, die städtischer Gleichmacherei verfallen sind und die dörfliche Note verloren haben. Von den häßlichen Industrie- und Gutsarbeiterkolonien, die hauptsächlich während der Gründerzeit und um die Jahrhundertwende entstanden sind, ist das Dramatal verschont geblieben. Dafür haben die „Villa“ des aufs Land gezogenen Städtlers, das Miethaus des Handwerkers mit fahlen Brandmauern an der Nachbargrenze, der ungeputzte neue Stall des Kleinbauers und vor allem das Durcheinander der Baukörper, Dachformen und Baustoffe der Landschaft jede Einheitlichkeit, jeden Ansatze zur Persönlichkeit genommen und so letzten Endes kaum geringeren Schaden gestiftet als jene in den Industriedörfern.

Der städtische Einfluß und noch dazu in seiner schlechtesten Ablegerform hat das Dorf vernichtet. Welche Mittel bieten sich uns nun, dem Dorfe die gute Form und den Eigencharakter zu bewahren?

Anständige Baugesinnung und bodenständige Bauweise sind die beiden Grundgesetze, baulichen Schaffens, denen wir das gute Dorf und die schöne deutsche Stadt in der Vergangenheit verdanken, und die uns heute wieder dazu verhelfen sollen, die Erhaltung und den Weiterausbau des Dorfes im Sinne der alten Tradition vorzunehmen. Die „anständige Baugesinnung“ ist ein Fachausdruck der Architekten, der die materialgerechte Gestaltung der Baustoffe, das organische Bilden des Baukörpers und sein Einpassen in die Landschaft umfaßt.

Das „Bodenständige“ hängt ganz von der Umwelt ab, ist von der Bodenformation, von den am Ort vorhandenen Baustoffen, dem Klima, der Siedlungsform, der Stammeszugehörigkeit und dem Charakter des Siedlers und seiner kulturellen Höhe abhängig und bedarf vorerst einer näheren Betrachtung der besonderen Eigenarten der Landschaft. Im folgenden soll nur auf die Faktoren eingegangen werden, die mit dem rein baulichen untrennbar verwachsen sind, um nicht in fremde Arbeitsgebiete einzudringen. Wie im größten Teil des rechten Obergebietes überwiegt auch im Dramatal und seiner Umgebung der Großgrundbesitz. Die Forste und ein großer Teil der Feldflur befinden sich im Besitze des Grafen von Donnersmarck, der Kreisverwaltung und anderer Gutsbesitzer und lassen für die Dorfbewohner nur soviel übrig, daß sie ihr Land

als Häusler oder Kleinbauern im Familienbetrieb bewirtschaften können. Große Bauernbetriebe mit selbständigen Ställen und weiträumigen Scheunengebäuden sind daher kaum anzutreffen und beschränken sich auf die drei Mühlengrundstücke, deren Räder früher von der Drama getrieben wurden. Am Dorfrande, unweit der Verkehrsstraße, liegt immer das Gut mit seinem Herrenhause und seinen langen Wirtschaftsgebäuden, die den ganzen Gutshof auf drei oder vier Seiten umfassen und gegen das Dorf abgrenzen. Soweit die Gebäude Lücken lassen, werden diese durch hohe Bruchsteinmauern geschlossen. Inmitten des Dorfes, immer auf einer Anhöhe gelegen, befinden sich die Kirche und der Gottesacker, die ebenfalls durch eine Mauer von der Umwelt abgegrenzt sind. In die Böschung eingebettete Steinstufen führen schräg zur Straße zum Hofportal, mäßigen so die Steigung und geben schon von der Straße aus Tor und Kircheneingang unsern Augen preis.

Die Dörfer sind häufig schon im frühen Mittelalter urkundlich erwähnt, ohne jedoch Baulichkeiten auf den heutigen Tag überliefert zu haben. Aus der Zeit kurz vor dem 30jährigen Kriege stammen nur noch die alte Kirche von Ziemienzig, die langsam dem Verfall entgegen geht und wahrscheinlich die unteren Teile des Gutshauses von Wieszowa, die der ganzen Anlage nach der Renaissance angehören. Das hier behandelte Baugebiet liegt auf der sich nördlich Beuthen ausbreitenden Muschelkalkplatte.

So nimmt es nicht wunder, wenn für die Monumentalgebäude Kirche, Schloß und Gut schon in ziemlich früher Zeit der Massivbau aus Kalkbruchstein Anwendung fand. Ihm haben wir auch die eben erwähnten baulichen Reste und eine Reihe von Gebäuden aus der Folgezeit zu verdanken, die sonst der Feuergefahr kaum solange getruagt haben dürften. Aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. stammt die 1909 abgebrannte Kirche von Broslawitz, auf deren Kalksteinmauerwerk der Neubau ruht, während der allein stehende Turm im alten Zustande belassen wurde und als Baudenkmal von der Vergangenheit Kunde gibt. Ein ähnliches Bauwerk, nur stärker verwittert, steht auf dem Schloßgrundstück von Ramienitz. Die übrigen massiven Gebäude der Gutsbezirke, Herren- und Insthäuser sowie Stallungen und Pfeilerscheunen in Ptakowitz, Gr. Wilkowitz und Broslawitz gehören dem ausgehenden 18. Jahrh., dem Klassizismus an, soweit sie nicht überhaupt neueren Datums sind. Für den Aufbau dieser Gebäude dürften teilweise schon Ziegelsteine Verwendung gefunden haben, da es 1764 immerhin schon 8 Ziegeleien im großen Beuthener Kreise gab,¹ deren Lieferungen wohl ausschließlich den herrschaftlichen Bauten zugute kamen. Erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrh. hat wohl der Ziegelbau auch in bauerlichen Kreisen Einzug gehalten. Das Bauernhaus des großen Beuthener Kreises blieb dem angestammten Holzbau bis zu dieser Zeit treu. Erst im Jahre 1862 wird die Verwendung von Holzbloßbau durch eine Polizeiverordnung gänzlich untersagt.¹

Im weniger mit Waldbestand, umsomehr mit Kalksteinbrüchen und Tonlagern gesegneten Dramatal scheint sich der Massivbau bereits früher durchgesetzt zu haben,

¹ Perlick, Das Schrottholz-Wohnhaus im Beuthener Lande.

soweit er aus Kalkstein aufgeführt wurde. Der größte Teil der alten gepugten Bauernhäuser stammt mit seinen über der Erde gelegenen Teilen zweifellos aus der Mitte des 19. Jahrh. und zeigt somit schon den Erfolg der regierungsseitigen Maßnahmen, die den Holzbau unterbinden wollten. Einige reine Kalksteinbauernhäuser und ein großer Teil der Pfeilerscheunen aber sind sicher schon im frühen 18. Jahrhundert errichtet worden, stellen aber Ausnahmen dar und können die Vermutung, daß die meisten Wohn- und Stallgebäude auch im Dramateil Holzbauten gewesen sind, nicht widerlegen.

Der Bruchstein hat von wenigen Ausnahmen abgesehen nur das Baumaterial für die Fundamente, die Umwehrung und die Stützmauern abgegeben. Bei den Scheunen bestehen die Pfeiler, auf denen die Binder und somit die ganze Dachkonstruktion lagern, aus Kalksteinmauerwerk. Reiner Holzbau, Steinbau und eine Verbindung zwischen beiden sind also im Dramatal bei den alten Bauten anzutreffen. Alle wurden wahrscheinlich im gleichen Zeitabschnitt angewendet, wobei der Steinbau dem reicheren Bauer vorbehalten blieb, da er hierzu der Hilfe des Handwerkers nicht entzogen konnte. Der arme Häusler mußte nach der Befreiung aus der Erbuntertänigkeit beim Hausbau sehen, ohne bezahlte Hilfe auszukommen und blieb daher auf den Holzbau beschränkt.

Die Schindeldeckung, das gegebene Dachmaterial des waldbreichen rechten Obergebietes, hat auch im Dramatal und seiner Umgebung selbst bei massiven Kirchengebäuden unumschränkt geherrscht. Reste von Stroheckungen lassen den Schluß zu, daß dieses Material in früheren Zeiten eine größere Rolle gespielt hat. Trotz allen polizeilichen Druckes, diese feuergefährlichen Baustoffe nicht mehr anzuwenden, hat die Deckung mit massivem Flachwerk sich erst bei den neuen Ziegelbauten durchsetzen können, wie die vielen mit Pappe überklebten Schindeldächer beweisen. Bodenständig sind also verputzter Ziegel- und Kalksteinbau und Blockholzbau, beide mit Schindeln bedeckt. Der letztere wird als Vorbild für neuzeitliche Bauten ausscheiden müssen. Recht bedauerlich ist, daß auch die Schindeln, die kaum noch hergestellt werden, aus Gründen der Feuer-sicherheit bedenklich sind und so die ober-schlesische Landschaft gerade des Materials, das aus ihrem Boden entstanden und in dieser Form nur ihre und ihren Nachbar-gebieten eigen ist, verlustig gehen muß.

Aber nicht der Baustoff allein begründet die Bodenständigkeit. Die handwerkliche Auswertung des Materials, Grundriß und Aufbau des Einzelbaukörpers und die Zusammensetzung mehrerer zur ganzen Gehöftsanlage unterliegen Brauch und Übung und werden dadurch bodenständig. Ein dem fränkischen Gehöft ähnliches Umschließen des Hofes durch die Wohn- und Wirtschaftsgebäude findet sich nur bei den großbäuerlichen Mühlenbetrieben und bei den durch Neubauten ergänzten Kleinbauerngehöften. Die alten Wirtschaften haben zwei besondere Typen entwickelt, die durch die Eigenheiten der Dorfanlage hervorgerufen wurden.

Den Windungen der Drama folgt die Dorfstraße in ungefähr 100 m Abstand im großen Zuge und bildet mit der lockeren Häuserzeile ein Reihendorf. Die Dorfstraße ist in den Hang eingeschnitten, dessen Böschung auf der Bergseite fast durchgehend von Kalksteinmauern gestützt wird. Beide Gehöftreihen haben sich mit der geneigten Ge-

ländeform abzufinden und diese Aufgabe verschieden gelöst. Die Gehöfte der Bergseite, die in Ramienitz besonders ausgesprochen hervortritt, lagen ursprünglich auf dem Höhenrücken. Heute steht meist nur noch die Scheune dort oben, während das „Wohn- und Stallgebäude“ der Straße näher gerückt ist und mit neuen Gebäuden einen Hof bildet. Die Entfernung vom Haus zur Scheune ist ziemlich groß und wird mit der Feuergefährlichkeit dieses Bauwerkes begründet. Die Scheune ist noch in die Umwehrung der Wirtschaft, die von der Straße bis zum Höhenrücken reicht, eingeschlossen. Das neben ihr liegende Gattertor führt direkt aufs Feld. Das Haus liegt auf halber Höhe auf einem geebneten Hofplatz und ist mit der Straße durch eine in den „Berg“ eingeschnittene Zufahrt verbunden. Unter einem Dach befinden sich Wohnhaus und Stall und kehren der Straße den Giebel zu. Der Flur geht bei den ältesten Gebäuden nur bis zur Hälfte der Hausbreite und erreicht erst mit der dahinterliegenden, häufig breiteren Ausgedingekammer die andere Traufseite. Auf der einen Seite des Hausflures reihen sich durch die ganze Hausbreite gehend Wohnküche und Stube an, auf der andern der vom Flur aus zugängliche Stall. Bei jüngeren Anlagen kommen auch andere Zusammenstellungen vor, auf die aber hier nicht eingegangen werden soll.

Auf der Talseite stehen die Wohn-Stallgebäude im Gegensatz hierzu fast immer mit der Traufe an der Dorfstraße nur durch einen schmalen Vorgarten von ihr geschieden. Diese Anordnung läßt sich wohl darauf zurückführen, daß bei anderer Aufstellung des Hauses das Gehöft zuviel Raum von dem am hinteren Ende durch die Drama begrenzten Acker beansprucht hätte. Wo das Gefälle des Geländes gering ist, hat aber ursprünglich auch hier die Lage des Giebels nach der Straße geherrscht. Es handelt sich da meist um ehemalige Gutsarbeiter, die um die Mitte des 19. Jahrh. aus der Herrschaft ausgeschieden. Sie besaßen ursprünglich mit dem Giebel zur Straße gelegen nur Stube und Stall. Dazu winklig bauten sie das neue Wohnhaus an, wobei die alte Giebelstube im neuen Hause aufging.

Dabei entstand der Typ mit dem durchgehenden Flur von Straße zu Hof, mit rechts und links je zwei Räumen (einer davon Küche), die an den Giebeln nebeneinander liegen und somit nur die halbe Gebäudebreite beanspruchen. Die kleine Scheune blieb weiter als hintere Hofbegrenzung liegen oder wurde bei dem Umbau um die Jahrhundertmitte mit Tenne und Banfen gleich unter demselben Dache an das Haus angebaut. Diese Häusler- oder wie sie früher hießen „Gärtnerstellen“ ergeben keine volle Ackerernährung und zwangen schon im 19. Jahrh. die Besitzer, sich nach zusätzlichem Verdienst umzusehen. Vor dem Kriege fanden sie ihn meist in den Erzhöfen der tarnowitzer Gegend, heute stellen sie einen Teil der Belegschaft der westoberschlesischen Kohlengruben. Die Alten sind häufig Invalide und zehren von einem kleinen Ruhegehalt.

Die Lage der beiden Gehöftreihen auf dem abfallenden Gelände hat zu einer bemerkenswerten Lösung geführt, die das bergseitige Gehöft in eine gewisse Verwandtschaft mit dem Schwarzwaldhaus bringt. Der der Straße zugekehrte Giebel nämlich wächst soweit aus der Erde, daß der unter der Giebelstube liegende Keller (Stube, Küche und Flur sind unterkellert) als Stall mit dem Eingang vom Hofe aus Verwendung finden kann. Auch bei den talseitigen, parallel zur Straße stehenden Wohnhäusern ist ein Teil des Kellers mit Hilfe einer durch Stützmauern gegen den Hof abgegrenzten Dünger-

stätte Vollgeschloß geworden und wird als Stall benutzt. Eine Holzstiege verbindet den Stall noch obendrein mit dem Flur des darüber liegenden Wohngeschosses. Solche Anlagen finden sich aber nur in Kamieniez, wo der Hang stärkeres Gefälle hat.

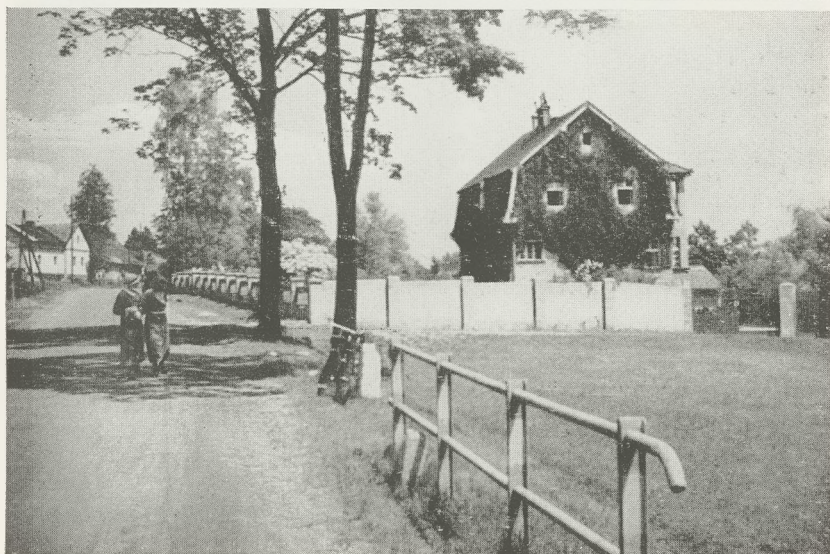
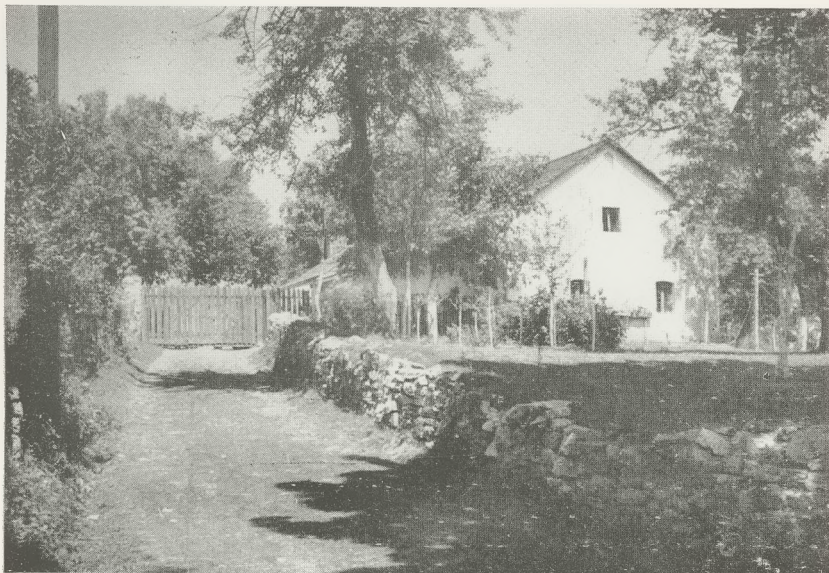
Die Gehöfte der Häusler unterscheiden sich kaum von denen der wenigen Bauern (Kamieniez hat nur 9 erbbhoffähige Wirtschaften mit 30 und einigen Morgen), deren Besitzum sich in recht bescheidenen Grenzen bewegt und daher auch zu keinen bemerkenswerten Bauformen geführt hat.

Wie läßt sich nun die Tradition, die Übermittlung der bodenständigen Bauweise verwerten und anwenden? Von keinem Bauer wird man heute verlangen, daß er der Tradition zu Liebe mit einem Hause zufrieden ist, daß aus grob behauenen Balken gefügt und nur mit winzigen einfachen Fenstern ausgestattet ist. Mit all seinen Unzulänglichkeiten stellt es den Bauer nicht mehr zufrieden.

Der kalte Fußboden, die geringe Zimmerhöhe, der mangelnde Keller und die fehlende Heizung in den von der Küche abgelegenen Räumen ließen sich zwar bei Neuanlagen vermeiden, ohne daß sich das Äußere des Hauses wesentlich ändern müßte. Die Herstellung eines Holzhauses der alten Art würde sich aber heute, wo der Bauer die Kenntnisse der Holzbauweise verloren hat und das Holz teuer ist, kaum billiger stellen, als ein Wohnhaus, das mit Ziegeln in zeitgemäßer Bautechnik aufgeführt wird.

Es ist auch keineswegs der Sinn der bodenständigen Bauweise, am Alten um jeden Preis festzuhalten. Sie soll durchaus nicht an den Errungenschaften der Zivilisation vorüber gehen, sie soll diese aber mit dem guten Alten, mit den ortsüblichen Baustoffen und Bauweisen so in Einklang bringen, daß die Einheitlichkeit des Dorfes gewahrt bleibt und vor allem aller städtische Einfluß ausgeschaltet wird.

Als praktische Nuanwendung, als Vorschlag für eine künftige bodenständige Bauweise bleibt ein eingeschossiges nicht zu breites verputztes Giebelhaus, dessen Satteldach leider aus Sicherheitsgründen mit massivem Flachwerk gedeckt werden muß. Dachausbauten sind auf das geringste Maß zu beschränken, wenn möglich ganz zu vermeiden. Die alten Bauernhäuser sind ganz ohne ausgekommen. Erst die Neuzeit hat mit ihrem übertriebenen Ausbau des Dachbodens und dadurch bedingten Lichtbedürfnis die schöne ruhige Dachfläche zerstört und einen falschen Maßstab ins Haus hineingebracht. Am Bergabhang wäre im allgemeinen die Giebel-, auf der Talseite die Traufanlage vorzuziehen. Der Gebäudesockel, die Umwehrung und vorkommende Stützmauern würden im Kalkbruchstein das gegebene Baumaterial finden. An Stelle der Steinmauern der Umwehrung kann auch ein Zaun aus ungehobelten Latten oder Knüppeln treten. Wenn dazu noch alle Brandmauern, der nicht ortsübliche Ziegelrohbau und alle städtische Manier, vor allem des Putzes und der Gesimse (es gibt fürs Land keine schönere Putzfläche, als den zweimal jährlich gekalkten glatten Wandputz) unter sagt werden, so muß ein Dorfbild entstehen, daß durch seine Verwandtschaft mit dem bereits Bestehenden alles Störende fernhält und ein geschlossenes, einheitliches Landschaftsbild gewährleistet.



Ramieniez, Einfahrt zum Gehöft mit dem Giebel zur Straße und Stützmauern aus Kalkstein. Solch vornehme Haltung war um 1850 noch möglich

Ramieniez, Unnatürliches Bauen von heute

Schlechtes, nicht ortsübliches Mansardendach auf schlechtgegliedertem Körper
Die „moderne“ Umwehrung schneidet das ohne Beziehung zum Dorfe liegende Haus aus der Landschaft heraus



Kamieniec, Später angebauter Stall verbindet das im Außengebiet liegende Wohnhaus natürlich mit dem Hang, im Keller liegt der noch heute benutzte alte Stall
 Kamieniec, Alte Bruchsteinumwehrung mit Schindeldeckung. Das Siebelhaus, Mitte 19. Jahrhundert, ist dem Dorfe durch den später aufgesetzten Kniestock entfremdet, Stall im Keller

Aus Briefen von Richard Weg an Gerhard Strecke

Vorbemerkung der Schriftleitung: Im letzten Heft brachten wir einen Beitrag über das musikalische Schaffen von Richard Weg. Dieser Aufsatz von Dr. Herrmann war zum 60. Geburtstage des Meisters Weg, den 26. 2. 1935 gedacht. Weil wir aber wußten, daß Richard Weg erkrankt sei, veröffentlichten wir die Arbeit bereits im Januar, in der guten Meinung, daß sie Richard Weg etwas Freude an sein Krankenbett bringen würde. Auch gaben wir die Anregung, Richard Weg anläßlich seines 60. Geburtstages von seiten der schlesischen Landesuniversität in Breslau in besonderer Weise zu ehren, welchen Vorschlag der Herr Landeshauptmann gern aufgriff und weiterverfolgte. Das Schicksal wollte es anders. Unerwartet für uns alle kam die Nachricht von Richard Wegs Tode am 16. 1. 1935.

Ofters hatten wir Richard Weg gebeten, über sich selbst zu schreiben, das mochte er nicht gern. Aber in seinen Briefen steht vieles von dem, was er nicht in die Welt schreiben wollte, was aber doch seiner Seele Bitterkeit verursachte. Weg gefiel sich keineswegs in der tragischen Pose. Im Leben und unter Leuten war er mit seiner zuweilen derben Fröhlichkeit sicher das, was wir unter einem typischen Oberschlesier verstehen. Davon ist kaum etwas in seiner Musik. In ihr spürt man die tieferen Züge des ober-schlesischen und schlesischen Menschen überhaupt. Immer wieder enthüllt sich auch in den Briefen der Idealist, für den seine Musik sehr wenig mit den äußeren Dingen dieser Welt zusammenhing. Um diese Musikanschauung war es ihm zu tun. Sie durchzusetzen, das kann nur bei tiefer Veranlagten gelingen. Darum blieb auch die Weg-Gemeinde klein. Wir dürfen glücklich sein, ihm in unseren Blättern unablässlich Herolddienste geleistet zu haben, dank der Mitarbeit von Gerhard Strecke, seines jüngeren Freundes und Wegbereiters. Wie freuten wir uns, daß Richard Weg in den letzten Jahren auch in Schlesien, wenn auch reichlich spät, die gebührende Anerkennung fand. Wir erinnern an die Weg-Aufführung in seiner Vaterstadt Gleiwitz, für die Melchior, der Heimmattreue, sich mannhaft einsetzte, an die Weg-Konzerte in Breslau (N. C. Kulturgemeinde) und Neisse (Joseph Thamm). Wir werden Richard Weg die Treue über das Grab halten und sein Werk und seinen Geist weiterzubermitteln bemüht sein, so wie er selber die Heimat niemals vergaß. Frieda Stichling-Erfurt schreibt uns aus dem Trauerhause unterm 21. 1. 35: „Wenn Richard Weg in Thüringen eine zweite Heimat fand, so hat er sein Geburtsland nie vergessen und sich stets als Schlesier gefühlt. Immer wieder betonte er seine Zugehörigkeit zu diesem Volksstamm und war stolz, einem Sighendorff, dessen Dichtungen er unendlich liebte, als Landsmann verbrüderet zu sein.“

Doch lassen wir Richard Weg aus seinen Briefen sprechen:

Meine Heimat hat sich bisher um mich nicht gekümmert. Nun, ich habe das nicht weiter übelgenommen, wenn es mir auch oft wehtat, daß ich in Deutschland gut

bekannt, aufgeführt, zur Leitung meiner Werke eingeladen wurde, nur in Schlesien nicht. (16. 7. 23).

Die sogenannte „Neue Musik“ – für einige Zeit neu, bald bis zum Erbrechen eiförmig – beschäftigt die Gemüter der Leute, die vom wahren Schaffen und Zeugen soviel Ahnung und dazu genau soviel Vermögen und Kraft besitzen, wie ein Eunuch zum Kindermachen. Schlimm und ekelhaft ist es, zu sehen, daß deutsche Musiker (Wissenschaftler und Dirigenten) auf diesen Schwindel hereinfallen. Es bleibt uns rein Strebenden nichts anderes übrig, als treu und unerschütterlich unseren Weg zu gehen. Durch „Mache“ kann das Unrechte wohl eine Zeit lang der Öffentlichkeit aufgedrungen werden, aber am Leben bleiben kann es nicht, so wie die Gummischweinchen nur so lange voll und prall erscheinen, als man ihnen in den Popo bläst, und sofort zusammenklappen, wenn man zu blasen aufhört. (31. 3. 24).

Die Art, wie Sie die Schlesier-Propaganda in die Hand zu nehmen gedenken, nötigt mir Bewunderung und Achtung ab. Ich hoffe, Sie sind noch jung! Wenn man 30 Jahre hindurch die Suppe der Öffentlichkeit gelöffelt hat, bekommt man so nach und nach einen kleinen Ekel. Aber so lange man jung ist, hat man die Pflicht, sich tapfer mit ihr herumzuschlagen, bis andere Waffenfähige dieses edle aber stinkige Geschäft fortsetzen. – Ich habe seit 6 Jahren kein Lied mehr geschrieben: den Grund kenne ich nicht. Ich habe nie mich erkühnt zu glauben, ich würde je eine Symphonie schaffen. Seit 1915 habe ich drei komponiert. Ich weiß nicht, wie es geschah. Nach dem Fidelio hat Beethoven immer wieder Opernpläne gehabt; trotzdem schrieb er keine mehr. Ich glaube, der wahrhaft und echt Schaffende folgt einem inneren Befehl, das er selber nicht kennt; absichtslos löst sich das Werk von seiner Seele. Liegt sein Schaffen als Ganzes vor, so vermag ein hellschauender künstlerischer Mensch wohl das immanente Befehl zu erkennen, dem sein Wirken unterworfen war, aber er selbst kannte es nicht. Es gibt ein Verslein von Angelus Silesius, das mir dabei in den Sinn kommt:

„Die Rose ist ohn' Warum, sie blühet, weil sie blühet –
sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.“

(12. 5. 1924).

Ob sonst noch jemand in DG über mich schreiben wird? Ich glaube kaum; „es kennt mich dort keiner mehr.“ 1903 habe ich einmal einen Jugendschmarren für Orchester dirigiert; seit dieser Zeit ist – von Schlesien aus – nie etwas für mich getan worden.

(30. 11. 1924).

Seit acht Tagen sitze ich, die spärlichen Ferien benutzend, alle Feiertage in den Wind schlagend, am Schreibtisch und arbeite an meinem Requiem, das mich seit einem Jahre völlig mit Beschlag belegt und das ich in den Osterferien zu vollenden hoffe. . . . Mein „Dies irae“ faßt mir durch alle Gebeine; ich glaube, das Requiem wird ein schönes Werk. . . . Ich kann während der Konzert- und Schulzeit nicht schaffen; nur

in den Ferien, dann fließt aber der gestaute Strom wundervoll. Trotzdem ist es sehr hart und bitter, Dinge treiben zu müssen, die einen vom Wesentlichen fernhalten.
(28. 12. 1924).

Mein Requiem ist fertig; in 4 Wochen werde ich auch die Partitur vollendet haben. Wie ich dann das Material beschaffe, wissen die Götter! Aber die Hauptsache bleibt: Schaffen — alles andere ist bedeutungslos. Ich habe meine Einnahmen um ein Drittel verringert, indem ich die ganze Dirigiererei an den Nagel hängte. Gott Lob!
(22. 5. 1925).

Ich wüßte nicht, was ich in einer solchen Lage — Vater zu sein, immer Menschen um mich zu haben, täte. Oft erscheine ich mir als ein arger Selbstsüchtler; ich erledige gewissenhaft meine Unterrichtsarbeit, um dann die Tür vor der Welt zuzuschlagen und meinen Garten zu bebauen. Freilich, wenn ich so zurückdenke — viele Menschenwünsche habe ich begraben müssen; und ich könnte wie Raabe sagen: ein Leben verloren, mein Werk gewonnen!
(13. 9. 1925).

Je älter ich werde, desto mehr sehe ich ein, daß das Verächtlichste auf der Erde der Mensch ist. Welch ein Glück, im Leben wenige Ausnahmen zu finden! (1. 9. 1928).

Die letzte Zeit ging mirs gut: ich habe nämlich am 16. 2. mein Requiem — setzen Sie sich, wenn Sie noch stehen! — im Gewandhause in Leipzig dirigiert, und am 26./27. 2. hat es Schumann in Berlin wunderschön aufgeführt. Daraufhin bin ich mit Stravinski, dessen Odisus rex mit Conférencier am Tage vorher uraufgeführt wurde, zum Mitglied der Preuß. Akademie der Künste ernannt worden. Sogar die Presse hat mich sehr gut behandelt, bis auf einige deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens. Aber das ist alles nichts; in 2 Wochen habe ich Ferien und, so Gott will, vollende ich da die Skizze zum Weihnachts-Dratorium.
(12. 3. 1928).

Mir sind die Verhältnisse in . . . unbekannt, auch gleichgültig; sie scheinen genau so stinkig zu sein wie überall, wo ein Kerl ist, der „sich“ und die Kunst verwechselt . . . Ich hege auch keine Hoffnung in Bezug auf Oberschlesien oder Schlesien überhaupt. Der „Osten“ hat allzulange gefaulenzet . . . Das ist alles bloß so „ab und zu“, meist mit fremden Mitteln, teilweise sensationell — Aufbau, Dienen, Liebe, Geist, Leben: davon kaum Spuren vorhanden. . . . Aber das sollen keine Klagen sein; ich wollte Ihnen nur zeigen, wie wenig selbst Musiker, die meine Musik kennen gelernt und sie — nach ihren eigenen Worten — auch geschätzt haben, als ihre Freunde zu betrachten sind. Und das ist es, was jeder grundsätzlichen Festlegung meiner Musik im deutschen Musikleben hindernd im Wege steht: die Gleichgültigkeit derer, die eigentlich von ihrem Werte überzeugt sind.
(19. 5. 1928).

Was Sie von . . . schreiben, das finden Sie überall. Es ist ja auch nicht anders möglich: 150 wirkliche Dirigenten kann selbst die Natur nicht auf ein Mal hervor-

bringen. „Omnia praeclara tam rara quam praeclara“ sagt Spinoza. Tschaikowski, Honegger oder so etwas, das können diese Leute, aber nichts Hintergründiges. (24. 11. 1930).

Wenn man reifer ist, erscheint es oder vielmehr ist es gleichgültig, wo man lebt. Mir geht es wenigstens so, daß ich kaum noch ein Konzert besuche; allenfalls, um Neues zu hören. Denn die Art, wie heut Musik gemacht wird, ist geschäftsmäßig nüchtern, ohne jedes innere Erlebnis, ohne Hingabe. Furtwängler ist der einzige, der mich an die Dirigenten erinnert, die ich früher gehört habe

Ich wenigstens kümmere mich überhaupt nicht um die neuen pädagogisch-kollektivistisch-psychologischen Albernheiten, die nichts als ekelhafte Ausschweifungen größenwahnsinnig gewordenen . . . sind. (18. 1. 1930).

Aufrichtig erfreut bin ich durch den Ausbruch Ihrer schöpferischen Kraft; ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie immer mehr und mehr in diese Welt hineinwachsen mögen; Keineres, Beglückenderes gibt es nicht. Ich lebte nicht mehr, längst nicht mehr, hätte ich nicht diese Möglichkeit, der Welt auf die wunderbarste Art zu entfliehen. (26. 1. 1930).

Ich brauche Ruhe, Sammlung und Freisein vom Tagesgetriebe, sonst fällt mir nichts ein; so ein armes Luder bin ich. (8. 11. 1932).

Ich bin kein Musiker, der Vieles schreibt; für mich ist Schaffen immer innere Notwendigkeit gewesen, sodaß fast jedes Werk einen seelischen Jahresring darstellt, wobei der Begriff Jahr nicht gleich 365 Tagen zu setzen ist. . . . Meiner Musik geht es merkwürdig: wo sie erklingt, ergreift sie aufs tiefste; aber es wird ihr selten Gelegenheit dazu gegeben; in meiner Heimat nun schon gar nicht. Daß K., der gelegentlich der Auf-
führung der III. Symphonie – die N.B. den Verein nicht einen Pfennig kostete – die höchsten Hymnen über mich und meine Musik anstimmte, mein Schaffen völlig unbeachtet ließ – ja, lieber Gott, was soll ich dazu sagen? Ich weiß auch, daß ich ein Werk von mir auf den „Schleßischen Tagen“ vergeblich suchen werde. Nun, wie Gott will! . . . Mir fehlt eben die Fähigkeit, „mich geltend zu machen“, und die Generäle wollen beliebedienert werden. Freilich ist es bitter, zu wissen, daß das, was man den Menschen gibt, Seelenbrot ist, und zu sehen, daß ihnen dafür bestenfalls Schaumgebäck gereicht wird. Ich weiß, daß meine Musik die religiöseste ist, die unsere Zeit besitzt, daß man sich einmal darüber wundern wird. Ich bin mit obligater Religion auf die Welt gekommen, und Goethe, Schopenhauer und Hölderlin haben diese Anlage zu einem unerschütterlichen Eichbaum durch ihre Kunst, ihre heilige Wärme und gütvolle Klarheit herauswachsen lassen. (14. 5. 1932).

Ich fürchte: die „Kultur“ wird vor den wenigen Mark Anschaffungskosten kapitulieren. (26. 5. 1932).

Morgen beginnen die Ferien, und ich hoffe, die Arbeit an meinem Oratorium wieder aufnehmen zu können, die seit September der +++ Schule wegen hat ruhen müssen. (21. 12. 1933).

Daß Dr. . . . mein Weihnachts-Dratorium aufzuführen gedenkt, freut mich ungemein; Sie glauben nicht, wie sehr ich dieses Werk liebe und wie sehr ich wünsche, daß es die deutschen Menschen kennen lernten und erlebten. Mir ist es, als hätte ich eine Art „religiösen“ Freischütz in diesem Werk geschaffen . . . Glauben Sie nie durch Schaffen etwas zu erwerben; ich schufte seit 30 Jahren; hätte ich davon leben sollen, so wäre ich schon vor 25 Jahren verhungert. (3. 4. 1934).

Ich habe einen gesegneten Sommer gehabt. Mein Goethe-Werk ist bis auf einen kleinen Rest (von 26 Gedichten sind noch 4 zu komponieren, die ich in den Weihnachtsferien zu bewältigen hoffe) beinahe fertig. Ich bin selig, dieses Werk zu vollenden. Es bedeutet die Summe meines geistig-geistlich-künstlerischen Lebens. . . . N. N. hat keine Ahnung von kulturellen Pflichten, wie fast alle Generäle. Die spielen in der Musik die gleiche Rolle wie die Professoren in der Philosophie!

(4. 9. 1934).

Lieber Freund! Ich schäme mich, Ihnen dieses wahnsinnig dumme Geschwafel (Kritiken) zu senden; aber ich will's doch tun. Das ist ja das Grauenhafte, daß jeder Kaffer und Roglöffel „seine Meinung“ über uns Schaffende drucken lassen kann. Ob dieser satanische Unfug jemals abgeschafft und etwas Tüchtiges dafür kommen wird?

(4. 10. 1934).

Leider muß ich Ihnen die Mitteilung machen, daß ich erkrankt bin und im städtischen Krankenhaus liege. Da die Ärzte nicht wissen, wie lange die Krankheit dauern wird, ist es mir nicht möglich, das versprochene Lied, für das ich mir schon einen Text gewählt hatte, für Ihre Zeitschrift „Der Oberschlesier“ zu komponieren. Ich bedauere das herzlich und aufrichtig umso mehr, weil Ihre Zeitschrift immer in so heimat-treuer Weise für mein Wirken eingetreten ist.

(An den Herausgeber des „Oberschlesiens“, 4. 11. 1934).

Seien Sie mir nicht böse, wenn ich Ihnen erst heute mitteile, daß ich seit dem 30. 10. krank bin und im städt. Krankenhaus liege. Es war mein Bronchialkatarrh, der mich hinführte, der aber doch längere Zeit braucht, um auszuhellen. Erwarten Sie keinen eigenhändig geschriebenen Brief von mir! Ich habe die Gewohnheit, auf der rechten Seite und auf dem rechten Arm zu liegen; da will er nun, überanstrengt, nicht mehr schreiben. Doch geht es mir schon besser.

(Dezember 1934).

Nachwort: Leider waren die Genesungshoffnungen trügerisch. Die teure Lebensflamme verlosch.

Das Goethe-Dratorium blieb ein Torso. „Er hatte es“ (so hören wir aus seiner nächsten Umgebung) „ins Krankenhaus mitgenommen und hoffte dort weiter arbeiten zu können. Das war ein tiefer Schmerz, als ich nun das verwaiste Werk am 16. Januar früh 1/2 2 Uhr, tief in der Nacht, mit mir nehmen mußte, um es zu hüten, bis ich wußte, wem ich es geben durfte.“

Die Vortragsreise

Eine Erzählung von Paul Barsch

Von Paul Brieger

Paul Barsch, der schlesische Dichter und Schriftsteller, war in heller Aufregung, die ein Brief mit wenigen Zeilen verursacht hatte. Immer wieder lasen die Augen. War es denn möglich? Aber da standen schwarz auf weiß die zierlichen Buchstaben des Fräulein Neisse, daß des Dichters Freundeskreis in der oberschlesischen Stadt Neisse einen Vortragsabend mit Paul Barsch vorbereitet hätte. Aus allen Kreisen der Bevölkerung wären Zusagen in solcher Menge erfolgt, daß ein voller Stadthausaal gesichert ist und eine Absage des Dichters keinesfalls erfolgen dürfe.

Das war eine nette Überraschung. Erst wurde der volle Saal gesichert, dann kurz mitgeteilt, daß der Vortragsabend am mitgeteilten Tag stattfinden könne. Aber aus jeder der wenigen Zeilen leuchtete die Liebe der Menschen, die des Dichters Gedichte und Schriften kannten und keinen anderen Wunsch hatten, als die Werke aus des Schöpfers Mund in glücklicher Stunde fließen zu hören.

Hier gab es nur eines, die Zusage. Die Reise nach Neisse stand unter einem unglücklichen Stern. In der Bahn merkte Paul Barsch, daß er die „Köllchen“ zu Hause vergessen hatte. Wie konnte er in dem gefüllten Saal sprechen, da jeder bemerken mußte, daß er keine Manschetten anhatte. Und er nahm sich vor, die Gelenke tief in die Ärmel hinein zu verstecken.

Es dunkelte schon, als Paul Barsch vom Bahnhof in die Stadt Neisse hineinpilgerte. Gaslaternen beleuchteten die Kopfsteine und Kragenköpfe. Es war doch etwas ganz anderes als an dem Heiligabend, da er mit der Glaskrähze auf dem Rücken als Junge aus der Stadt nach Nieder-Hermsdorf gezogen war. Heute sollte er vor vielen Menschen im vollen Saal reden. Wieviel Leid und Hunger, wieviel Regen und Sonnenschein lagen zwischen beiden Tagen.

Kurz vor dem Breslauer Tore merkte Paul Barsch, daß er noch unrasiert sei. Als er die schmale Tür des Barbiergeschäfts von Willimski aufgestoßen hatte, sah er, daß hier Hochbetrieb herrschte. Die Stühle reichten für den Ansturm der Kunden nicht aus. Der Laden war übertoll. Paul Barsch wagte an der Tür die bescheidene Frage, ob er nicht vor den schon wartenden Herren bedient werden könne. Aber da kam er schlecht an. Das ginge nicht, meinten die Kunden; denn heut käme der Dichter Paul Barsch aus Breslau. Da mußten sie alle sein sein bei der großen Sache, die heut in der Stadt Neisse steige.

Da stand Paul Barsch, von keinem erkannt. Wortlos ging er aus dem Laden. Zum zweiten Barbier. Aber auch beim Coiffeur Rues war daselbe Theater. Heute käme der Dichter Paul Barsch aus Breslau. Da mußten . . .

Zum zweiten Mal stand Paul Barsch auf der Straße. Lächelnd schritt er weiter,

den nächsten Laden mit dem glänzenden Messingschild zu suchen. Die Reisser wußten, was sich gehörte. Er hätte ja nur den Mund aufstun und sagen können, er ist Paul Barsch. Aber vielleicht hätte er dann noch schneller die Ladentür hinter sich gehabt. Also lieber schweigen.

In seiner aufsteigenden Unruhe, einen nicht so stark beschäftigten Barbier zu finden, erlebte er die große Freude, daß in den Buchläden sein Buch auslag neben seinem Bild, das von Kerzen beleuchtet war. Lange stand er im Schwarm der Reisser davor, ohne daß ihn jemand erkannt hätte.

Noch viermal betrat Paul Barsch vergeblich Barbierläden. Da erinnerte er sich, daß Verwandte von ihm in Reisse wohnten. Hier wollte er nach einem Rasiermesser Nachfrage halten. Die Verwandten tischten ihm auf, was Keller und Küche hergeben konnten. Lieber hätte er seinen Bart einem Messer anvertraut. Aber in jeder Kleinstadt lebt der Handwerker vom anderen. Wie konnte da ein Rasiermesser im Hause sein? Es würde in Reisse nicht im geringsten auffallen, wenn er unrasiert sei und im übrigen wäre es zehn Minuten vor acht Uhr.

Paul Barsch blieb nichts anderes übrig, als eilig das Stadthaus zu erreichen. Ohne „Röllchen“ und unrasiert. Wie er sich schämte. Die Treppen im Stadthaus schlich er nach oben wie einer, der nur einen Blick in den Saal werfen wollte, weil er nicht bezahlen konnte.

Aber da kam ihm schon Fräulein Reisse entgegen. Sie dankte ihm herzlich für sein Erscheinen und gestand ihm auch, daß sie voller Bangen oft nach der Treppe gesehen hätte. Jetzt sei alles gut, und der übervolle Saal warte auf den Dichter.

Ganz hinten reckten sich die Hälse, um Paul Barsch zu sehen. Das waren die billigen Plätze, besetzt von Büroschreibern, Verkäuferinnen und Kommis aus den Kaufmannsläden. Davor saßen Bürgerfrauen und Handwerksmeister mit Anhang. Eine Ecke hatten die Referendare und Assessoren besetzt. Sogar die Studenten-Ferienverbindung hatte Vertreter entsandt. Ganz vorn saßen die Mitglieder des Magistrats und die Offiziere der Garnison mit ihren Damen. Vor dem Podium hatte die Erzellenz Platz genommen.

Man hätte einen Mann in Neuand niesen hören, so lautlose Stille lag über dem Saal. Die Befangenheit von Paul Barsch begann zu weichen, der Gedanke an „Röllchen“ und Unrasiertsein verslog; denn so viele Menschen aus allen Ständen und Schichten hatte er nie und nimmer erwartet.

Er las. Zuerst einige seiner Gedichte. Am Schluß wagte er nicht aufzusehen. Nichts rührte sich im Saal. Die Stille machte ihn verlegen. Hat es den Leuten nicht gefallen? — Aber da brach der Beifallssturm los, und laute Zurufe kamen von den hinteren Plätzen. Frauen und Männer nickten. Der Beifall wollte nicht abreißen.

Geröteten Gesichts las Paul Barsch weiter. Einzelne Kapitel aus seinem Roman „Von einem der auszog“. Um ihn versank der Saal mit den Zuhörern. Es war ihm, als ginge er noch einmal hinaus in die Fremde unter die Leute, die ihm als jungem

Menschen auf seiner Walz begegnet waren mit lieben Worten, mit derber und mürrischer Rede, mit Wohltat und Abweisung. Not und Hunger schrien noch einmal im Saal auf, aber auch wärmenden Sonnenschein verspürten die Zuhörer. Wie gebannt lauschten sie dem bewegten Vortrag.

Viele Zugaben mußte Paul Barsch bewilligen, so daß es kurz vor der mitternächtlichen Stunde war, als der Saal sich leerte. Liebe Menschen hatten ihm Nachtquartier angeboten, auch die Erzellenz. Um keinem eine fühlbare Absage geben zu müssen, hatte er allen für die Liebe nur wortlos danken können. — — —

Viel, viel Sonnenschein nahm Paul Barsch aus Neisse mit in sein Leben. Dieser lichte Schein hatte nichts von seinem Glanz verloren, als er im Frühjahr 1931 die Geschichte seiner Vortragsreise nach Neisse in der Sonne am Weinberg bei Schieferstein leuchtenden Auges erzählte.

Am Sonnabend Nachmittag

Sechs Tage dampften wir vor Schweiß;
und dürfen in der Pracht der großen Stille,
die wie ein weißes Frühlingfeld
sich vor dem Sonntag legt auf diese Welt
ausruhn nach Gottes eigenem Geheiß.

Uns überfällt wie Sonne inniges Frohlocken
und nachts der Regen ungezählter Sterne,
und immerfort, aus weiter, weiter Ferne
Klingts wie Geläut sehr früher Sonntagsglocken.

Willibald Köhler

1935



Brosławitz, Siedlungstypen, Mitte des 19. Jahrhunderts, Traufe parallel zur Straße
 Kamieniec, Städtisches schlecht gegliedertes Miethaus zwischen den Giebelhäusern der
 Bergseite. Das Dorfbild ist zerstört, der Maßstab vernichtet



Ziemienitz,
Steinkirche der Muschelkalk-
platte, gotisch, in klassi-
schen Formen überputzt, mit Schin-
deln gedeckt und der Holz-
kirche verschwiebert



Pniew,
Die Schrotholzkirche des
Waldgebietes, hinter Baum-
kronen naturhaft aus einer
Bodenerhebung hervor-
wachsend

„Kulturarbeit in Oberschlesien“

Es gehört zu den Hauptgesetzen nationalsozialistischen Denkens und Schaffens, dem Gesunden und Umrüchigen Presse zu schlagen und sein Wachstum zu fördern, aber alles, was nicht wurzelsest, nicht art- und volksverbunden ist, was faul und krank ist, abzulehnen und, wo es das Wohl der deutschen Volksgemeinschaft verlangt, es überhaupt zu beseitigen. Nach diesen guten Grundsätzen handelt der neue Provinzialverband Oberschlesien unter Führung von Landeshauptmann Adamczyk mit seinen Mitarbeitern als Dezernent für die Kulturarbeit Landesrat Mermer. Die Provinzialverwaltung baut rücksichtslos alles ab, was nicht wesentlich ist und kümmert sich auf der anderen Seite mit Umsicht um solche Dinge, die echt sind und unsere oberschlesische Ecke mit ihrem deutschen Volkstum stützen und stärken können.

So hat die neue Provinz sofort nach der Machtübernahme, um eine Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden, auf eine eigene kulturelle Zeitschrift verzichtet, vielmehr die Fürsorge für die schöpferische deutsche Kulturarbeit, soweit ihre Pflege in den Aufgabenkreis einer guten Heimatzeitschrift gehört, ganz unserer Monatschrift „Der Oberschlesier“ zu treuen Händen überlassen. Die Provinz verzichtete auch ganz bewußt auf die weitere Herausgabe eines eigenen Provinzkalenders zu Gunsten der so wichtigen Kreisheimatkalender. Sie ist sich bewußt, daß man solche ureigene Dinge nach Möglichkeit nicht büromäßig erledigen soll, daß sie vielmehr am besten gedeihen, wenn eine von Haus aus geeignete Persönlichkeit mit ihrer ganzen leidenschaftlichen Liebe und Begeisterung zur Sache dahinter steht, die unter Opfern und in freiwilliger Arbeit sich hier bereits bewährt hat, daneben natürlich mit dem nötigen Einordnungsgefühl begabt ist und überhaupt nationalsozialistisch fühlt und handelt. Unser Provinzialverband ist besorgt, daß solches ehrenamtliches, freies und fröhliches Schaffen und Gestalten auf dem großen Felde der Heimat- und Volkstumsarbeit erhalten bleibt. Sie sieht ihre Aufgabe darin, anzufeuern, zu stützen und zu helfen, wo es nottut, und die Zusammenarbeit sicherzustellen, Hochziele zu weisen und nur dort eingzugreifen, wo sich Lücken zeigen und, wo etwa einmal ein falscher Weg beschritten wurde, die Arbeit wieder in das richtige Gleis zu lenken. Und die Provinz ist immer schnell zur Stelle, was besonders herzerfrischend ist, sie hat sozusagen, „den Amtsschimmel erschossen“.

Von solcher Gesinnung zeugt das neue Jahrbuch für 1935, das der Provinzialverband Oberschlesien unter dem Titel „Kulturarbeit in Oberschlesien“ herausgab. In diesem Jahrbuch wird uns ein Werk vorgelegt, das typisch ist für den Arbeits- und Aufbauwillen der Provinz, gerade auch im Hinblick auf die eingangs gemachten Ausführungen. Als Herausgeber zeichnet das Presse- und Volksaufklärungsamt des Provinzialverbandes Oberschlesien. Die Bearbeitung lag also in den Händen des rührigen Dr. Gralka.

Das Jahrbuch erschien im handlichen Taschenformat in guter Ausstattung, wurde bei der „Ostfront“ in Gleiwitz gedruckt, ist 300 Seiten stark und kostet nur 2.20 RM. (Kommissionsverlag Hugo Willmsky, Oppeln.)

An erster Stelle ist es als Nachschlagewerk geradezu unentbehrlich. Es gibt genauen Aufschluß über den Aufbau der Verwaltung, der Wirtschaft, der sozialen Fürsorge und kulturellen Arbeit in Oberschlesien. Übersichtlich und in umfassender Weise bringt es die Anschriften der Behörden, der PD. und der anderen NS. Organisationen. Dies wird ganz besonders begrüßt werden, weil diese Anschriften infolge des nationalsozialistischen Neubaus sich in den letzten Jahren vielfach änderten und bisher meist nur schwer in übersichtlicher Form und schnell greifbar waren. Wertvoll ist die Jahreschronik 1933/34, die die wichtigsten Daten aus Verwaltung, Wirtschaft und Verkehr, wichtige Ereignisse, Veranstaltungen, Jubiläen, Ministerbesuche und Besichtigungen festhält und rückschauend den Kampf um die Volkwerdung eindringlich vor unseren Augen lebendig werden läßt. Ein umfassendes und z. T. einzigartiges Zahlenmaterial ist in dem Abschnitt „Die Bevölkerung und Wirtschaft in Oberschlesien“ zusammengetragen.

Landesrat Mermer zeigt das Grundsätzliche auf, nach dem er die Kulturarbeit der Provinzialverwaltung leistet. Es folgen Aufsätze über den Stand der heimatkundlichen Aufgaben in Oberschlesien (Eczodroff), über den Nebenfender Gleiwitz (Hubert Rogias), über die Entwicklung der bildenden Kunst (Fritz Aulich), die Volkstumsarbeit des Landesamtes für Vorgeschichte (Dr. Raschke), über die obererschlesischen Heimatkalender 1935 (Friedrich Stumpe), über den Bund Deutscher Osten (Dr. Soba), über Zweck und Ziel des obererschlesischen Naturschutzes (Dr. Schubert †), über Deutschlands erste Vogelschutzwarte (Jitschin), über die Landesbildstelle Oberschlesien und ihr Aufgabengebiet (Ushmann), über die Deutsche Eichendorff-Stiftung (Eczodroff). Archivar Steinert berichtet von der Geschichte des alten Regierungsgebäudes in Oppeln, das jetzt als Landeshaus den Provinzialverband Oberschlesien beherbergt, Major Kirsten schreibt über die Geschichte der obererschlesischen Regimenter des alten Heeres und ihre Tradition in der neuen Wehrmacht, die Schriftleitung selber gibt einen kurzen Auszug über obererschlesisches Schrifttum. Geleitworte führender deutscher und obererschlesischer Persönlichkeiten eröffnen das Jahrbuch und begleiten die einzelnen Berichte. Auf eine gute Bildausstattung wird besonderer Wert gelegt. Als Vorlagbild bringt das Jahrbuch das Bild des Führers, nach einem Gemälde von Georg Weist. Es folgen Bilder vom Annaberger, ein Modell der am Annaberger in Arbeit befindlichen Thingstätte, Abbildungen der hauptsächlichsten obererschlesischen Rathäuser, des Landeshauses in Oppeln, der ausgezeichneten Landesfrauenklinik und Hebammenlehrstätte Gleiwitz, der obererschlesischen Deutschlandflieger, vorbildliche Siedlungen, Bilder der obererschlesischen Maler Gottschlich, Kowol, Plagel, eine Plastik von Thomas Myrtek, ein Bild von der Eröffnung der ersten Kraftpostlinie in Preußen (Gnadensfeld). In Buntdruck werden die obererschlesischen Wappen wiedergegeben. Auch ein frisches obererschlesisches Mädel und ein von Lebenskraft sprühender Kumpel werden selbstverständlich im Bilde gezeigt. Auch hier wurde immer auf Volksverbundenheit Wert gelegt.

Alles in allem ist das Jahrbuch ein guter Wegbegleiter, wohl geeignet, nach den Worten von Landeshauptmann Adamczyk, „Volk und Verwaltung enger zu verbinden“. Adamczyks Aufforderung soll gerade auch für die Mitarbeiter und Freunde unseres „Oberschlesiers“ immer gelten: „Wir wollen nicht nur unsere Pflicht tun, sondern wir wollen uns abschinden und abraakern für unsere heißgeliebte Heimat zum Wohle des ganzen deutschen Volkes“. Eczodroff.

Die Industrie- und Handelskammer für Oberschlesien im Jahre 1934

In altbewährter und zielstrebigem Art gibt die Industrie- und Handelskammer auch für 1934 ihren Wirtschaftsbericht.* Ein einleitendes Kapitel schildert die gesamtdeutsche Wirtschaftslage. Es folgen die Berichte über die wirtschaftliche Entwicklung Oberschlesiens, über die einzelnen Industrie- und Handelszweige im Laufe des Jahres 1934 und über die Wirtschaftspolitik in diesem Zeitraume.

Die Besserung der Wirtschaftslage in Oberschlesien, die sich bereits im zweiten Halbjahr 1933 deutlich bemerkbar gemacht hatte, festigte sich im Jahre 1934. Die Zahl der Arbeitslosen ging zurück. Ende Oktober war die Zahl der Arbeitslosen in Oberschlesien um 43,5 % niedriger als Ende 1933. Im obererschlesischen Industriegebiet betrug allerdings die Entlastung nur 38,4 %. In den Industriestädten Beuthen, Gleiwitz und Hindenburg mit rund 350 000 Einwohnern, mußten noch etwa 117 000 Personen von dem Winterhilfswerk betreut werden. Innerhalb Ost-

* Jahresbericht der Industrie- und Handelskammer für die Provinz Oberschlesien. 122 Seiten. Oppeln 1934. Druck Erdmann Raabe, Oppeln.

deutschlands hat Oberschlesien, was die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit anbelangt, immer noch bisher die geringste Entlastung aufzuweisen.

Von größter Bedeutung für Oberschlesiens Gegenwart und Zukunft ist die Weiterführung der 1933 begonnenen öffentlichen Arbeiten; an 1. Stelle: Adolf Hitler-Kanal, Staubecken bei Turawa, Oder-Umlegung bei Ratibor. So wird von der nationalsozialistischen Regierung mehr als früher getan, um die natürliche Wasserstraße der Oder zu einem vollwertigen Großverkehrsweg auszubauen.

Ohne greifbaren Erfolg blieben bisher leider die Bemühungen, die obereschlesische Verkehrsferne durch eine allgemeine Herabsetzung der Eisenbahnfrachten für obereschlesische Produkte auszugleichen.

Die industrielle Erzeugung stand dank der Belebung durch die öffentlichen Aufträge im Zeichen einer Aufwärtsbewegung. Innerhalb von 10 Monaten konnte der Kohlenbergbau seine Förderung um 9,3 % gegenüber dem Vorjahr steigern. Die Koksgewinnung erhöhte sich um 12,3 %. Die Fertigterzeugung der Walzwerke hob sich um 48,5 %. Auch die Zinkerzförderung wurde erhöht. Während bisher die Erze der Deutsch-Bleischarlengrube größtenteils im Lohnverfahren in polnisch-oberschlesischen Zinkhütten verarbeitet wurden, ist durch die Eröffnung der Magdeburger Zinkhütte die Verhüttung einer größeren Menge dieser Erze im eigenen Lande ermöglicht. Die obereschlesische Zementindustrie verzeichnete gegenüber dem Vorjahr eine Produktionszunahme von 48,7 % und eine Absatzvergrößerung von 64,4 %.

Der Großhandel erfuhr durch die Marktregelungen eine Befestigung seiner Lage. Im Einzelhandel sind bei einzelnen Zweigen der Wirtschaft recht erhebliche Steigerungen der Umsätze zu verzeichnen. Im allgemeinen ist die Lage des obereschlesischen Einzelhandels im Berichtsjahre allerdings noch uneinheitlich.

Ausführlich wird die Lage der Montanindustrie erörtert. Bei den einzelnen Industriezweigen wird die Rohstofffrage, die in der zweiten Hälfte des Berichtsjahres im Zusammenhang mit der Devisenverknappung eine große Bedeutung gewonnen hat, überall berücksichtigt. Der Kammerbericht spricht die Zuversicht aus, daß alle Schwierigkeiten im Außenhandel durch das Erstarken der heimischen Wirtschaft, durch das Wirken des deutschen Erfindergeistes bei der Schaffung von Ersatzstoffen, sowie durch verschiedenartige Abkommen mit anderen Ländern überwunden werden.

Zu den wesentlichen Aufgabengebieten der Kammer gehört seit Jahrzehnten die Förderung des fachlichen Bildungswesens, das auch im Berichtsjahre eine erfreuliche Aufwärtsentwicklung zeigt. Die kaufmännische Lehrlingsausbildung wird in jedem Einzelfalle durch die Eignungsprüfung zu Beginn, die Lehrlingsrolle während der Dauer und die Handlungsgehilfenprüfung am Schluß der Lehrzeit gewissenhaft überwacht. Diese Prüfungen wurden bereits am 24. November 1924 erstmalig in Oberschlesien und damit gleichzeitig erstmalig in Deutschland überhaupt eingeführt. Die später durchgeführten Geschäftsstenographen- und Maschinenschreiberprüfungen haben auch im laufenden Jahr der kaufmännischen Ausbildung wichtige Sonderaufgabenziele gestellt. Die Industriegehilfenprüfungen wurden in der Montan- sowie der weiterverarbeitenden Metall- und der Textilindustrie abgehalten. Die Beziehungen zwischen Wirtschaft und Schule sind wiederum durch zahlreiche Sonderveranstaltungen der fachpädagogischen Arbeitsgemeinschaft obereschlesischer Diplom-Handelslehrer verstärkt worden.

So zeigt die Oppelner Industrie- und Handelskammer in ihrer gesamten Tätigkeit einen vorbildlichen Behauptungswillen und bewährt sich als ein besonders wichtiger Faktor beim Neuaufbau im nationalsozialistischen Deutschland. Über das rein Wirtschaftliche hinaus ist sie seit langem eine wichtige Kraftquelle gerade auch für die deutsche Kultur- und Bildungsarbeit in unserem Grenzgebiet, ganz erfüllt von der notwendigen inneren Verbundenheit und dem Zusammenstehen von Wirtschaft und Kultur.

Die Winter-Ausstellung des Künstlerbundes Schlesiens in der Halle am Christophoriplaz in Breslau

Von A. Schellenberg

Im vergangenen Jahr konnte der „Künstlerbund Schlesiens“ auf ein 25-jähriges Bestehen zurückblicken. Alle seine Anstrengungen, eine diesem Ereignis gerecht werdende Ausstellung zu veranstalten, scheiterten schließlich leider an bestimmten, sich ihm entgegenstellenden Widerständen. Es ist nun wirklich gut, daß der Künstlerbund nicht auch der allgemeinen Auflösungs-Psychose der Kunstvereine erlag, sondern im Vertrauen auf seine Tradition und die tüchtigen Kräfte, über die er verfügte, holte er nun unter etwas anders gearteten und ihm freundlicheren Umständen das im vergangenen Jahr Schwer-Mögliche nach und trat in diesem Januar mit einer Ausstellung seiner Mitglieder vor die Öffentlichkeit.

Es ist natürlich heute noch nicht möglich, daß schon die Kunstausstellungen die Ernte vom 30. Januar 1933 herausbringen, das dürfte noch ein halbes Duzend Jahre dauern. Wo trotzdem schon einige Unentwegte glaubten, sich als Führer einer auch künstlerisch heroischen Zeit in Szene setzen zu müssen, verfielen sie kläglich. Bei der Breslauer Kunstausstellung ist nichts von alledem zu spüren, im Gegenteil, sie hat ein außerordentlich ruhiges Gesicht, in dem nichts von den inneren Kämpfen zu spüren ist, in denen sich heute jeder echte Künstler befindet. Das politische Geschehen ist noch zu gewaltig. Was wir gegenwärtig in der Kunsthalle am Christophoriplaz sehen, ist im besten Sinne eine Qualitätsausstellung, in der, abgesehen von einigen Belanglosigkeiten alles die Bezeichnung „gute Kunst“ verdient. Und fast noch stärker als früher tritt wieder das Oberschlesiertum in einer ganzen Anzahl tüchtiger Künstlerpersönlichkeiten in Erscheinung. Die Bildhauer Bednorz und Myrtek zeigen einige vorzügliche Porträtköpfe, Kowalskis monumentale Kraft spricht am stärksten durch sein Bild mit den Sonnenrosen zu uns, während seine Winterlandschaft an der Oder ihn als den überlegenen Raumkomponisten und Maler zeigt. Johannes Drobeck, ein seltener Ausstellungsgast, hat einige wundervolle Kinderköpfe ausgestellt, Georg Nerlich bevorzugt Winterlandschaften und weiß diesen wie immer durch die Motiv-Wahl einen prickelnden Reiz zu geben. Während hinter Nerlichs Kunst immer ein frohes Gesicht steckt, ist Bernhard Hönig in seinen Landschaften - wie auch dieses Mal in seiner schönen Schneeschmelze - ernst und schwer. Daneben ist ihm ein reizendes Mädchenbildnis gelungen. Georg Weist offenbart in einem Landschaftsbild aus der Umgegend von Neisse ein reifes Können. Einen großen Schritt weiter ist Gerda Strni gekommen. Unter den zwei von ihr ausgestellten griechischen Landschaften ist besonders die eine mit ihren gelben, weißen, blauen und lila Tönen bei allerstrengster Vereinfachung eine schöne, ja sehr starke Leistung von einem befreienden Rhythmus. Zimbal hat nur Holzschnitte geschickt, sie sind aber immer schön und bleiben bei aller historischen Erinnerung doch lebendige Kunst.

Anm. d. Schriftl.: So sehr es uns freut, wenn die aus Oberschlesien stammenden Künstler in der schlesischen Hauptstadt Breslau, im künstlerischen Schaffen des gesamtschlesischen Raumes sich bewähren, Ehrenplätze einnehmen und führend sind, so wollen wir doch darüber nicht die Ausstellungen in Oberschlesien selbst vergessen, um die sich an erster Stelle der Oberschlesische Künstlerbund bemüht. Ausstellungen bildender Künstler fanden in der letzten Zeit wiederum u. a. in Gleiwitz, Beuthen und Neisse statt. Gleiwitz bemühte sich um neue Ausstellungsräume. In Beuthen sind auf dem Hauptbahnhof geeignete Räume für die Zwecke der bildenden Kunst freigemacht worden. In Oppeln erwirbt sich der bewährte Kunstfreund und Förderer heimischer Künstler, Hofphotograph Max Glauer, seit langem Verdienste in dieser Richtung. Augenblicklich hat bei Max Glauer der junge Gleiwitzer Maler Martin Pautsch ausgestellt, ein eigenwilliger Künstler mit guten Leistungen, den wir bereits früher einmal im „Oberschlesier“ würdigten.

Die Aufgaben der Landesstelle Schlesien zur Förderung des deutschen Schrifttums

Das Büro der Landesstelle Schlesien zur Förderung des deutschen Schrifttums schreibt uns u. a.: ... Es ist erstaunlich, wie gerade im Jahre 1933 das politische Schrifttum in Deutschland einen fast unglaublichen Aufschwung nahm. Die „nationalsozialistischen“ Schriftsteller wuchsen wie Pilze aus dem Boden und wieder waren es vor allem die übereifrigen, die diese sogenannten nationalsozialistischen Bücher kauften.

Sie konnten nicht schnell genug eine kleine NS.-Bücherei in ihrem Bücherschrank zusammenstellen. Fast jedes Buch, das auf dem Einband ein Hakenkreuz aufwies, oder sonst irgendwie einen Hauch der neuen Zeit verspürt zu haben schien, wurde als nationalsozialistisch angepriesen und auch gekauft.

Daß das nicht mit rechten Dingen zugehen konnte, mußte jedem nüchtern denkenden Menschen bald klar werden. Jeder alte Kämpfer weiß, daß man den Nationalsozialismus nicht verstandesmäßig lehren und lernen kann, sondern daß man ihn gefühlsmäßig erfassen und vor allen Dingen erleben muß. Wenn die 14 Jahre des Kampfes nur einen verhältnismäßig kleinen Prozentsatz an wirklich nationalsozialistischen Schriftstellern und Dichtern hervorgebracht haben, konnte unmöglich die Revolution im Frühjahr 1933 in dieser kurzen Zeit in einem solchen Übermaß wirklich weltanschaulich gefestigte nationalsozialistische Schriftsteller formen.

Da nun nach dem Willen des Führers jedem ehrlich denkenden deutschen Volksgenossen die Hand zur Mitarbeit am Wiederaufbau des Vaterlandes gereicht wurde und auch fernerhin freudig gereicht wird, durfte man sich wirklich ehrlich mühende deutsche Schriftsteller nicht abweisen und vor den Kopf stoßen. Man konnte deshalb nicht einfach kurzerhand die gesamte neue politische Literatur verbieten, sondern mußte eine verantwortliche Stelle schaffen, die das gesamte neu erscheinende Schrifttum zu prüfen hatte. Nicht nur das politische, sondern das Schrifttum schlechthin.

Um die großen Aufgaben der Prüfung der ungeheuren Flut neuererscheinender Schriften und Bücher gewissenhaft durchzuführen, wurde im Sommer 1933 bei der Reichsleitung der NSDAP. die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums unter Leitung des Pg. Hans Hagemeyer errichtet.

Nach mühevoller Arbeit ist es der Reichsstelle mit ihrem Stab von Mitarbeitern und Lektoren gelungen, das Konjunktur-Schrifttum des Jahres 1933 zu prüfen und zu ordnen. Nationalsozialistisch zuverlässige Bücher und Schriften tragen heute den Unbedenklichkeitsvermerk der Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums. Damit ist es jedem Laien möglich, parteiamtlich anerkanntes NS.-Schrifttum zu kaufen. Dabei ist zu beachten, daß der Unbedenklichkeitsvermerk noch nicht Förderung bedeutet, sondern daß damit nur bekundet wird: Der Autor hat sich mit Recht auf den Nationalsozialismus bezogen. Dann erst entscheidet die Reichsstelle über die Frage der Förderung. Doch die Aufgaben der Reichsstelle sind hiermit noch lange nicht erschöpft. Besondere Fachreferenten sorgen dafür, daß auf allen Gebieten der Literatur dem Leser nur brauchbare Werke empfohlen wurden. Auch das wissenschaftliche Schrifttum wird einer Prüfung unterzogen...

Die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums ist die einzige parteiamtliche Dienststelle, die systematisch das Schrifttum aller Gebiete prüft.

Die Landesstelle Schlesien zur Förderung des deutschen Schrifttums ist mit Wirkung ab 1. 12. 1934 in die politische Organisation der NSDAP. eingegliedert worden und zwar entsprechend der Reichsstelle in das Gauschulungsamt der NSDAP. Einngemäß ist auch mit Wirkung ab 1. Januar 1935 bei allen Kreisleitungen der NSDAP. im Gau Schlesien im Kreisschulungsamt eine Abteilung zur Förderung des deutschen Schrifttums errichtet worden.

Die Kreisabteilungsleiter gehen ihrerseits jetzt daran, in den einzelnen Ortsgruppen der NSDAP. geeignete Mitarbeiter zu suchen, sodaß in Schlesien eine direkte Verbindung von der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums über Gauleitung, Kreisleitung und Ortsgruppenleitung der NSDAP. zum letzten deutschen Volksgenossen besteht.

So mancher oberflächlich Denkende wird sagen, wozu nun wieder noch diese neue sogenannte Organisation? Damit kann doch dem deutschen Schrifttum nicht gedient werden. Er wird das verstehen, wenn er bedenkt, daß die Aufgaben zur Förderung des Schrifttums nicht mit dem Erteilen des Unbedenklichkeitsvermerkes und der Begutachtung eines Werkes beendet sind, sondern daß mit nationalsozialistischer Gründlichkeit auch für weiteste Verbreitung wirklich guter Bücher Sorge getragen wird. Die Förderung des Schrifttums ist mithin auch eine Aufgabe aller Propagandamittel, wie Rundfunk, Film, Presse usw. Vor allem hat auch der deutsche Buchhandel hier eine besondere Mission zu erfüllen. Werke, die von der Reichsstelle gefördert werden, sollen auch dann vom Buchhandel an hervorragender Stelle ausgelegt und mit größtem Eifer verkauft werden. Ferner legen wir größten Wert auf die Zusammenarbeit mit dem Reichsverband deutscher Schriftsteller. Wir wollen erreichen, daß Schriftsteller durch ihre Mitarbeit an der Förderung des Schrifttums ihren Berufskameraden helfend unter die Arme greifen und ihnen den Weg für weiteres Schaffen zum Segen des deutschen Volkes bahnen.

Nun zu unseren besonderen Aufgaben hier in Schlesien, unserer engeren Heimat. Es gab Zeiten, in denen der Volksgenosse in Mittel- und Westdeutschland nur vom „kalten Osten“ sprach. Es galt nicht einmal der Mühe wert, sich mit den Verhältnissen in Schlesien näher zu befassen. Die schlesische Heimat wurde als nicht ganz vollwertig angesehen. Das hat nun der Nationalsozialismus glücklicherweise beseitigt. Jedes Stückchen deutscher Erde, mag es nun im Westen oder Osten, im Süden oder Norden Deutschlands liegen, ist ein vollwertiger Teil unseres heiligen Vaterlandes. Landschaftliche Eigenarten bleiben erhalten und werden gewahrt. Gerade das von unseren Vorfahren althergebrachte Brauchtum soll gepflegt werden. Darüber hinaus muß sich aber jeder als Deutscher fühlen und sich den Belangen des großen Vaterlandes unterordnen. Jedoch braucht sich, und das entspricht der nationalsozialistischen Weltanschauung, kein Deutscher irgendwie minderwertig zu fühlen, ob er in diesem oder jenem Teil unserer Heimat seine Pflicht tut, wir wollen ein Volk von Männern sein, die stolz und erhobenen Hauptes für ihr Vaterland arbeiten und kämpfen.

Die Landesstelle Schlesien macht es sich nun zur besonderen Aufgabe, dafür zu sorgen, daß diese alte Auffassung vom kalten Osten niemals mehr in Deutschland Platz greifen kann. Schlesien als Grenzland hat mehr als manche andere Landschaft unter Beweis gestellt, daß es ein vollwertiges Glied im deutschen Vaterland ist. Jeder Schlesiener kann und muß sich daher überall mit Stolz als Schlesier und damit als Deutscher ausgeben.

Vor allem bitte ich in diesem Zusammenhang alle Schriftsteller und Dichter Schlesiens, sich in den Dienst der großen Sache zu stellen. Das schlesische Schrifttum soll auch fernerhin den Beweis erbringen, daß es leistungsfähig und produktiv ist. Die Landesstelle wird dann alles daran setzen, wirklich befähigte Schriftsteller weitgehendst auch über Schlesiens Grenzen hinaus zu fördern. Wenn es auf der anderen Seite gilt, die politische Schulung, die durch die NSDAP. vorwärts getragen wird, durch geeignetes Schrifttum zu erhärten, so soll andererseits das gesamte Schrifttum, das in irgendeiner Weise dem deutschen Volk zum Nutzen und Vorteil gereicht, nicht nur gefördert, sondern möglichst zu einer Blüte gebracht werden. Das gute deutsche Buch muß, wie Reichsminister Pg. Dr. Goebbels anläßlich der Buchwoche im November 1934 sagte, nicht nur an die Bücherfreunde, sondern vor allem an den einfachen deutschen Volksgenossen herangetragen werden.

Das gute deutsche Buch soll also Gemeingut des ganzen deutschen Volkes werden. Eine volkstümliche Schreibweise ist hierzu natürlich Vorbedingung.

Aus all dem geht hervor, daß ein Buch, das durch die Reichsstelle bzw. Landesstelle zur För-

derung des deutschen Schrifttums gefördert werden soll, auch bestimmte Voraussetzungen erfüllen muß. Jedes Werk, das zur Förderung gelangt, bedarf erst einer eingehenden und genauen Prüfung. Die Landesstelle Schlesiens bittet nun die Kenner und Könner, sich als Lektoren ehrenamtlich in den Dienst des schlesischen Schrifttums stellen zu wollen. Neuercheinungen sollen vor ihrer Drucklegung erst der Landesstelle und darüber hinaus der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums zur Begutachtung vorgelegt werden. Es erfolgt eine Prüfung in Bezug auf den Inhalt, wie auch auf Ausdrucksweise und Stil. Gute Werke erfahren alsdann Förderung im ganzen deutschen Reich. Auf diese Weise wird es gelingen, jungen, befähigten Schriftstellern mit noch wenig bekannten Namen den Weg zu ebnen zu gedeichlicher Arbeit und gutem Erfolg.

Sachlich, das sei hier noch einmal herausgestellt, wollen wir uns ganz besonders derjenigen Werke annehmen, die in irgend einer Form die schlesische Heimat in ihrem landschaftlichen Reiz, in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihrem Dialekt, in ihrem Volkstum schlechthin und in ihrer besonderen Leistung in diesem oder jenem Beruf betonen. Sei es, daß man die Treue des schlesischen Bauern zu seiner Echolle, die Pflichterfüllung des obererschlesischen Bergarbeiters oder die Gründlichkeit und Tiefe des schlesischen Kopfarbeiters zum Ausdruck bringt und somit die Leistungsfähigkeit und Eigenart des Schlesiens herausstellt. Auch die Bedeutung des Grenzgaues Schlesiens für das deutsche Reich im Laufe der Geschichte mag durch das Schrifttum gebührend herausgestellt werden. Ganz abgesehen davon, daß um den Besitz Schlesiens ganze Kriege geführt worden sind, wollen wir immer daran denken, daß der Ausbruch Preußens gegen die napoleonische Herrschaft vor nunmehr 120 Jahren in Schlesiens seinen Ausgang nahm. Schlesiens hat überhaupt immer eine maßgebliche Rolle gespielt, und deshalb sollen Werke, die sich mit schlesischer Geschichte befassen, von hier aus möglichst gefördert werden.

Die besondere Betonung und Förderung des schlesischen Schrifttums kann erschöpfend weder durch die Landesstelle noch durch den einen oder anderen Schriftsteller geschehen. Nein, auch hier muß die gesamte schlesische Bevölkerung mitarbeiten. Wir nehmen jede Anregung und Mitarbeit gern an und fühlen uns verbunden mit dem letzten Volksgenossen Schlesiens und darüber hinaus Deutschlands.

Gerhard Uffkal.

Einsame Kiefer

Eine Kiefer steht auf dem Dünenstrand
- einsam zum Himmel ragend.
Ist sie nicht wie suchende Menschenhand,
nach Rätselfn des Lebens fragend?

Umwittert von Winden, von Sturm und droht,
im Kampfe zum Licht getrieben,
immer frei in Freude und banger Not
stets tapfer sich gleich geblieben.

Ob nun still in einsamer Sternenpracht,
bei leuchtenden Abendgluten,
ob in wilder, stürmischer Winternacht
bei rauschenden Meeresfluten -

- Einsame Kiefer im Dünenstrand,
willst nimmer weichen und wanken,
ragst empor weit über das stille Land
- ein mahnendes Zeichen.

Carl Lange

Zwei Gedichte von Karl Fleischer-Kreuzburg*

Auch ich . . .

Auch ich, - in der Hütte von Bauern geboren, -
Hab den Pflug aus der Hand und die Heimat verloren.
Doch blieb mir ein Sehnen nach Ackerland,
Nach Bauernbrot und Schwielenhand.

Und schreit ich entlang an Fruchtfeldstreifen,
Dann muß meine Hand in die Ähren greifen,
Dann muß ich nach Wolken und Wetter'n schau'n,
Nach starken Männern und breiten Frau'n.

Dann ist mir, als wär ich nicht fehlgegangen
Auf meinem Lebensweg, dem langen,
Und reiße mich ein in den stattlichen Zug
Landbauender Ähnen, die Hand fest am Pflug,

Und freu mich der Mühsal mit trotz'ger Gebärde
Und fühl mich als Freier auf freier Erde. -
Sagt nicht, daß ich Dichter und Träumer nur sei,
Auch ich blieb ein Bauer - ein Sämann - und frei!

Mein Sehnen

Will der müde Tag sich neigen
Und das Weltall Schatten zeigen,
Die den Erdenball umlauern, -
Dann wird meine Seele laut
Und sie sucht mit leisem Schauern
Bilder, die sie gerne schaut,
die sie freudig möchte greifen. -
Und so muß sie rastlos wandern,
Ruhlos schweifen. - -
Weit entwegt vom Weg der andern
Schwebt sie leicht durch Sonnenfernern,

Bei den Sternen
Sucht sie Halt.
Doch ein kleines Bittgebet,
Das um Kraft und Gnade fleht,
Gibt ihr neue Lichtgedanken
Und zerbricht die ird'schen Schranken.
Ruhig kommt dann jenes Sehnen,
Das sie nur treibt himmelwärts
Und ein Lächeln unter Tränen
Heilt ihr allen Erden Schmerz.

* Lehrer Karl Fleischer gehört zu den altbewährten Vorkämpfern deutscher Heimatarbeit in Oberschlesien. Er ist der Gründer und Herausgeber des Kreuzburger Heimatkalenders und im Rahmen der Vereinigung für ober-schlesische Heimatkunde der Leiter der Arbeit im Kreise Kreuzburg. „Musikantenfeelen sind sie fast alle“: Dieses für die ober-schlesischen Heimatkundler geprägte Wort gilt gerade auch für unseren Freund Fleischer. „War der Lehrerberuf die Voraussetzung für seine Heimatarbeit, so wird man die Liebe zur Kunst die Krönung und Verklärung dieser Arbeit nennen dürfen.“ Unser „Oberschlesier“ denkt in herzlichster Verbundenheit an den 50 jährigen Karl Fleischer. Die oben wiedergegebenen Gedichte sind dem in Kürze erscheinenden Gedichtbuche Karl Fleischers „Singender Sommer“ entnommen. Karl Czgodrok.

Oberschlesische Volkskunde

Mitteilungen des Archivs für Oberschlesische Volkskunde / des Oberschlesischen Volksliedarchivs / der Arbeitsgemeinschaft für Oberschlesische Volkskunde / Im Auftrage der Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde / Herausgeber Alfons Perlick.

6. Jahrgang

1934—35

Heft 1—2

Perlick, Aus der Tätigkeit des Seminars für Heimat- und Volkskunde an der Hochschule für Lehrerbildung in Beuthen OS während des W. G. 1934-35. - Perlick, Aus volkskundlichen Vorträgen (1-2). - Chrobok, Berichte über volkskundliche Vorträge: Das Bauern- und das Jägerlied in Oberschlesien. - Klige, Grabsteinsprüche auf dem St. Hedwigsfriedhof in Pless. - Krause, Das Deutschtum der Schönwälder. - Slupik, Totenbräuche im Rattowitzer und Plesser Kreise. - Pudollek, Hochzeitsbräuche aus Oberglogau. - Emanuel Czmoń (Nachruf).

Aus der Tätigkeit des Seminars für Heimat- und Volkskunde an der Hochschule für Lehrerbildung in Beuthen OS während des W. G. 1934-35

1. Die Volkskunde im Arbeitsplan Volkskunde des Ostraumes.

I. Teil: Feste und Bräuche. (Einstündige Vorlesung).

Die Volkskunde in der Volksschule.

III. Teil: Spiel, Lied, Rede, Sage, Märchen und Legende (Einstündige Vorlesung für Fortgeschrittene).

Germanisches Volkstum. Übungen in Verbindung mit Vorgeschichte und Hitlerjugend.

Volkskundliche Abendstunden in Rosberger Bauernstuben. (Zwei Abende in der Woche).

Der Volksschullehrer als volkskundlicher Forscher. (Übungen für Fortgeschrittene).

Volkskundliche Aufnahme eines Dorfes. (Rosberger Arbeitsgemeinschaft).

Volkskundliche Feierstunden in Verbindung mit der Bauernschaft. (Martinsfest, Andreasabend, Nikolausfeier, Weihnachtsstunde).

Volkskundliche Wanderungen im obererschlesischen Industriegebiet. (14tägig, nach Vereinbarung).

Gemeinschaftsabende der Jungbauern mit der Studentenschaft (2stündig).

Der heimat- und erdkundliche Unterricht in der

Volksschule (Übung für Fortgeschrittene. 1stündig).

2. Themen für die Staatsarbeiten. (Februar 1935).

A. Heimatkunde.

1. Die heimatkundliche Arbeit im dritten Jahrgange der Volksschule. Eine Darstellung des erdkundlichen, geschichtlichen und volkskundlichen Stoffes und seine Verwendungsart auf Grundlage der für die Beuthener Versuchsschule geltenden Verhältnisse.

2. Danzig als Heimat. Eine Stadtheimatkunde im Grundriß für die Danziger Volksschulen.

3. Die obererschlesische Landschaft. Eine ausführliche Darstellung des Stoffgebietes und seine Verwendung für den heimatkundlichen Unterricht im vierten Schuljahre einer Beuthener Volksschule.

4. Die Stellung Oberschlesiens im deutschen Ostraum. Beiträge für den geopolitischen Unterricht in obererschlesischen Volksschulen.

5. Die Landschaft des Eichsfeldes. Eine geographische Heimatkunde für die Volksschule dieses Gebietes.

B. Volkskunde.

6. Das Volkstum des Neuroder Bergbauarbeiters. Ein Beitrag zur ständischen Volkskunde in der Grafschaft Glatz.

Beiblätter zur Monatschrift „Der Oberschlesier“ / Oppeln O. G.

Schriftleitung der Beiblätter: Archiv für Oberschlesische Volkskunde / Beuthen O. G. Museum.

7. Der Lebenslauf des Kindes im oberschlesischen Volksglauben und Brauchtum. Darstellung des Stoffgebietes und seine Berücksichtigung im Lehrplan der Volksschule.
8. Das Laienspiel als volkstümliches Erziehungsmittel. Eine Untersuchung der vorhandenen Literatur auf ihre Verwendbarkeit für die bauerliche Bildungsarbeit in Oberschlesien.
9. Volkstümliche Pädagogik in dem Brauchtum eines Glaser Dorfes. Eine Untersuchung an Hand des in Marienthal, Krs. Habelschwerdt, gesammelten Materials.
10. Glaube und Brauch um den Tod. Eine Darstellung des oberschlesischen Stoffes für den Gebrauch im Volksschulunterricht.
11. Heimat- und Volkstumpfle in einem mitteldeutschen Bauerndorfe. Wegweisung und Vorschläge auf Grund eigener Arbeiten in Niederorischel (Eichsfeld).
12. Das Jahresbrauchtum im Bauerwizer Volksgebiet. Ein Beitrag zur Gestaltung des volkskundlichen Unterrichts in meiner Heimat-schule.
13. Die Frau im oberschlesischen Volkstum. Unterlagen für einen volkskundlichen Unterricht in Mädchenschulen.
14. Bäuerliche Kleiderkunde in der oberschlesischen Volksschule. Unter Zugrundelegung des besonderen Forschungsgebietes. „Die Neisser Sommerhaube“.
15. Oberschlesische Hochzeitsitten. Darstellung des Stoffes, Einndeutung und Stellungnahme vom Standpunkte der Brauchtumserneuerung.
16. Die Volkskunst in ihrer Bedeutung für die Neugestaltung unseres Volkstums. Mit Beispielen aus der oberschlesischen Volkskunde.
17. Die Rosberger Bauernkleidung. Eine Untersuchung ihrer Eigenart und Stellungnahme zu ihrer Pflege.
18. Beiträge zu einer volkskundlichen Heimatkunde des Gebietes von Raundorf und Ritterswalde im Neisser Kreise. Darstellung und Verwendung für die heimatlichen Dorfschulen.
19. Der Rosberger Bauernanz. Ein Beispiel für die berufsständische Volkstumpfle in Oberschlesien.
20. Das Weihnachtsbrauchtum um Kreuzburg. Darstellung des Stoffes und seine unterrichtliche Verwertung auf der Oberstufe Kreuzburger Landschulen.
21. Praktische Volkstumsarbeit im oberschle-

ischen Industrieraum. Mit Berücksichtigung der besonderen Aufgaben des Amtes für Volkstum und Heimat (Abtlg. III) in der NS. Gemeinschaft „Kraft durch Freude“.

Verlief.

Aus volkskundlichen Vorträgen

Von Alfons Verliet

1. Volkskundliches Arbeiten verlangt den ganzen Menschen (Anlässlich der Eröffnung einer volkskundlichen Arbeitsgemeinschaft im NSLB. Beuthen-Stadt) Ein Wort noch zur grundsätzlichen Einstellung: Mit Volkskunde beschäftigen wir uns nicht allein, um über ein bestimmtes Maß von Wissen zu verfügen, das bei passender Gelegenheit in der Klasse den Kindern vorgetragen werden kann.

Die Volkskunde verlangt den ganzen Menschen, der bis zu dem Letzten aufgerissen sein muß für die große nationalsozialistische Idee; der nur stehen und leben und sterben kann in der Gemeinschaft, in der großen, echten Gemeinschaft des deutschen Volkes. Die Volkskunde verlangt den Menschen in seiner ganzen Weite und Tiefe, in seinem Spüren dessen, was wir als Volkstum bezeugen: des Bluteschlages einer natürlich gewachsenen Volksgemeinschaft.

Die volkskundliche Wissenschaft legt nicht Interessenheiten, Karitäten, Kuriosia auf den Tisch; die Volkskunde ist auch kein Rummelplatz von Schaustellungen und Belustigungen für Sensationshungrige und Neugierige, sondern ist die Wissenschaft von dem echten, reichen Leben im Volk, die Kunde von unserem Leben, von dem Leben, das wir in unserer Blasiertheit zum größten Teil bereits abgeschüttelt haben, das in uns bereits zu Lode gekommen ist.

Wenn man im volkskundlichen Unterricht vor der Klasse steht, dann spürt die jetzt zwar kleine, aber einst uns beerbende und überlebende Generation ganz deutlich, ob der dozierende Mensch da vorn mit seinem Herzen dabei ist, ob es in ihm warm ist, ob der Mensch da vorn sich mit meinem Vater, der einfacher Arbeiter oder Bauer ist, mit meiner Mutter, die sich in Küche und Stube von früh bis abends herumrackert und schindet, hinstellt und sich ehrlichen und aufrichtigen Herzens eins mit

ihnen fühlt. Hier entscheidet es sich. Hier liegt das Problem. Hier geht es um die Grundlage des Ganzen, um den Wiederaufbau, um die Gewinnung dieser jungen Volksgenossen für den Gedanken der Volksgemeinschaft.

Es hilft alles nichts, wenn wir es ernst mit unserem Berufe nehmen, dann müssen wir dieses in der Heimat und im Volkstum pulsierende Leben wieder kennen lernen, es einfangen, es in uns wiedergewinnen, gänzlich aufgehen im Volkhaften, in einer völkischen Menschwerdung neu entstehen.

Wir müssen in uns endlich einmal die Einstellung beseitigen, daß wir als Angehörige einer besonderen gesellschaftlichen Schicht, als Besitzer einer besonderen Bildung nur die Gebenden sind und nur allein berufen sind, Volksbildung zu betreiben. Das ist ein Irrtum. Es ist dies ein entsetzlicher Wahn zu meinen, aus unserem Geistesfädel, aus unserem Bildungsspeicher denen da unten, unseren Volksgenossen, dem Volke schlechthin Futter streuen zu dürfen und zu können.

Erst müssen wir Kerle sein, selber Boden fest unter den Füßen haben und in der Volksgemeinschaft mit Leib und Seele verankert sein. Das andere alles ist erst eine Angelegenheit zweiter Ordnung.

Die Volkskunde muß, wenn sie echt und ehrlich sein will, dieses Bekenntnis, diese Überzeugtheit, dieser Einstellung, diesen Willen und diese Treue von denen, die sich ihr widmen, verlangen.

2. Von dem Geheimnis der Andreasnacht

(Bei Veranstaltung eines Andreasabends seitens der Koppberger Jungbauernschaft)

Das Fest des hl. Andreas liegt kurz vor dem Beginn der Adventszeit, vor dem Beginn des neuen Kirchenjahres. Bei Beginn einer neuen Zeit, eines neuen Jahres ist man immer neugierig; es werden die Fragen wach, wie wird es werden? Ich möchte gern etwas von der Zukunft erfahren, möchte erfahren, welches Los mir beschieden sein wird; daher nennt man den Andreastag auch einen Vostag, die Nacht eine Losnacht.

Wen verlangt es, etwas von der Zukunft zu erfahren? Nicht die alten Leute; die haben den größten Teil ihres Lebens hinter sich. Nicht die Verheirateten, auch deren Los hat sich schon entschieden. Sie beide, Mann und Frau, haben

sich freiwillig zusammengetan, mit dem festen Willen zu dem Ziel, den Karren gemeinsam durch das Leben zu ziehen, hin zu gemeinsamem Glück und beiderseitiger Zufriedenheit.

Aber wer ist denn da neugierig? Die, die noch jung und gesund sind, die vor der Heirat stehen. Ja, die Hochzeit ist ausschlaggebend für die gewählte Gemeinschaft. Die Wichtigkeit und Bedeutung dieses Tages spürt man in dem ganzen Brauchtum, sie weiß das Volk einzuschätzen. Von dieser Entscheidung hängt ja das Glück zweier Menschen und ihrer Kinder bis zu dem Grabe, ja, bis über das Grab hinaus, in die Ewigkeit ab.

Wer wird nun am meisten von dem sich findenden Paar vor dieser Entscheidung seelisch beunruhigt? Wer bangt am meisten um sein Glück? Weniger der Mann; der hat seinen Beruf, er steht fester im Leben, er ist der Stärkere, er ist der Führer.

Doch das Mädchen. Sie muß fort aus dem Haus, fort von Vater und Mutter, fortan einem andern angehören, hin in ein anderes Heim, muß alles hingeben, ist von dem Mann abhängig.

Und da hat sie naturgemäß auch das Recht, sich ihren Geliebten, ihren Führer etwas näher anzusehen. Da tauchen die Fragen auf: Ist er wirklich schön, ist er treu, ist er Linker, ist er Spieler, wird es mir gut gehen, werden wir zu essen haben usw.? Das sind Fragen, die sie sich hundertmal überlegt hat, aber dies genügt ihr nicht. Sie braucht eine Antwort, sie will eine Bestätigung von irgendwelcher Seite, von irgendwoher, von Verwandten, Bekannten. Noch nicht genug; sie fordert Bestätigung von einer großen, starken Macht, von einer überirdischen Macht, von der Zukunft, von der Unendlichkeit, von Gott, von denen, die immer bei Gott sind, die teilhaben an der göttlichen Allwissenheit, von den Heiligen, von einem Heiligen, den Gott besonders dazu bestimmt hat, vom hl. Andreas. Das junge Mädchen fühlt schon eine Sicherheit, wenn der hl. Andreas irgendwie durch ein Zeichen zu erkennen gibt, daß er über ihre Verhältnisse, über ihre Zukunft, über den Zukunftstag, den Termin der Hochzeit orientiert ist. Sie steht nicht mehr allein in Ungewißheit. Und hinter allen Fragen und Handlungen, die eine Antwort geben, steht die Allwissenheit Gottes und seines Stellvertreters,

der hl. Andreas. Mehr darf er der von Sehnsucht leuzenden weiblichen Menschheit nicht mitteilen. Er würde sich einen Verweis zuziehen. Aber seine Zeichen genügen. Und so ist der hl. Andreas gewissermaßen eine heimliche Auskunftsstelle für Heiratsangelegenheiten geworden.

Sollen wir bei unseren Versuchen, ein wenig den Schleier der Zukunft zu lüften, an die Ergebnisse glauben? Nein. Nur unser Herrgott weiß allein die Zukunft und der läßt niemanden in die Karten schauen.

Ist alles das, was wir hier tun, Unglaube, Aberglaube? Nein, das ist alter Volksglaube, der so alt ist, wie Menschen leben, wie ein Volk lebt, der älter als Geschichte ist und deshalb immer nur Ehrfurcht verlangt. Und woher kommt dieses Spiel mit der Zukunft?

Der einfache Mensch fühlt sich klein und schwach, gebunden an ein Schicksal, an ein Los, das ihm unbekannt ist.

Und daher sucht er überall Hilfe bei Menschen, Tieren und den Gegenständen seiner Umgebung. Und sucht Beruhigung, Sicherheit, Bestätigung in allem, was ihn umgibt.

Bei einfachen, bodengebundenen Menschen gehört das alles, seine Umwelt, mit zu ihm, mit zu seinem Leben, trägt das gleiche Los, ist gleichzeitig Ernst und Spiel, lebt und stirbt mit ihm.

Das sind Urgesetze im menschlichen Dasein, Urgesetze, die immer vorhanden sind, solange Menschen leben, Urgesetze, die auch immer wieder in der Andreasnacht lebendig werden.

Bericht über volkskundliche Vorträge

Das Bauern- und das Jägerlied in Oberschlesien.

Im Beuthener Geschichts- und Museumsverein hielt Felix Sukatsch zwei wichtige Vorträge über ständisches Liedmaterial, das im Oberschlesischen Volksliedarchiv zusammengetragen ist. Die Ausführungen besitzen insofern einen großen Wert, als auch auf den Melodiecharakter der einzelnen Fassungen eingegangen und das ganze Lied mit den Eigenheiten des Standes in Beziehung gesetzt wurde.

Zur Zeit ist es in unserem heimatlichen Bauernstande noch verhältnismäßig wenig zu eigener Liedprägung gekommen. Im „Lob des Bauern-

standes“ wird die große Bedeutung des Nährstandes hervorgehoben, werden Fleiß und Arbeitswilligkeit des Bauern nachdrücklich betont. Was hier geschildert wird, entspricht den Wirklichkeiten des Lebens. Die Vorzüge des Landlebens preist der Landmann im „Loblied des Landlebens“. Zufriedenheit und Glück sind das Charakteristikum des hier sprechenden Landmanns, der ein Häuschen, von schattigen Bäumen umgeben, sein eigen nennt.

In dem Lied: „Niemand ist so hoch gestiegen“, sehen wir den Bauern von einer gerade nicht sehr erfreulichen Seite. Hier zeigt er sich den Einflüssen der Zivilisation und Mode nicht gewachsen, gibt seine alten Sitten und Gebräuche auf und entsagt damit dem Volkstum.

Den Bauern in seinem Verhältnis zum Militär schildern zwei andere Lieder. In dem Liede: „Ich muß jetzt fort“, erfahren wir etwas über den schweren Abschied des Bauernburschen von seinem väterlichen Besitz, während in dem andern Liede: „Ich armes, dummes Bauernblut“ ein Bericht über die eigentliche Dienstzeit gegeben wird. Ein Dialektlied: „Zwei Bauern gingen ei's Stadtlä“ zeigt uns in humorvoller Weise einen Kotkehlenkauf. Daß die übertriebene Sparsamkeit der Bauern manchmal zum Geiz führen kann, erfahren wir in dem Liede: „Heute ho ber Sauerkraut“.

In dem Lied „Keen Bauernbübla mag ich net“ wird der Bauer wahrscheinlich wegen seines linksischen Benehmens von der Dorfschönen verspottet. Den geprellten, von seiner Frau betrogenen Bauern führen uns die beiden Lieder: „Der Kälberkauf“ und „s wüllt a Pauer no Holze foahrn“ vor. Charakteristisch für beide Lieder ist der starke Einschlag ins Erotische. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß von einem ausgesprochenen musikalischen Eigencharakter der hier genannten Lieder nicht gesprochen werden kann. Sie ordnen sich vielmehr ihrer formalen Struktur und Melodienbildung nach in die Reihe der verschiedenen Volksliedtypen ein.

Die Frage nach einem typisch ober-schlesischen Jägerlied muß auf Grund des durchgearbeiteten Liedmaterials des ober-schlesischen Volksliedarchivs verneint werden. Suchen wir die Herkunft dieser Lieder festzustellen, so lassen sich zwei Ströme erkennen, die das Jägerlied nach Oberschlesien brachten. Der eine kommt

aus der Grafschaft Glaz, der andere aus dem Reiche über den niederschlesischen Kulturraum. In dem Lied: „Es ging ein Jäger“, das in mehreren Fassungen vorliegt, wird uns die Begegnung eines Mädchens mit dem Jäger geschildert. Während andere Aufzeichnungen einen ziemlich sinnlichen und rohen Ton aufweisen, so findet sich davon in unserem Liede nichts. Das in Oberschlesien aufgezeichnete, das uns in fünf Strophen die ganze Handlung des Begegnens und Verlobens schildert, stimmt wörtlich mit einer fränkischen Fassung überein.

In einem anderen Jägerlied, bei Eck als „Der unglückliche Schuß“ bezeichnet, wird uns über den tragischen Tod der Geliebten eines Jägers berichtet, der infolge eines unglücklichen Zufalls seine Geliebte erschießt und darauf sich selbst aus Verzweiflung das Leben nimmt. Unser Lied bringt am Schluß gleichsam als Warnung und Begründung dieses Geschehens die Worte: „Die Liebe, die war schuld daran, daß er sich selbst erschöß“.

Die beiden Lieder: „Mein Schatz, ein Jäger“ und „Jägers Hochzeit“ zeigen fast wörtliche Übereinstimmung mit der Amst'schen Aufzeichnung. Das erste ist ein Lob auf den Jäger, alle seine guten Eigenschaften werden aufgezählt und endet mit dem Hinweis auf die baldige Hochzeit. Das andere stimmt inhaltlich mit dem oben genannten „Es ging ein Jäger jagen“ überein.

„Es blies ein Jäger wohl in sein Horn“, so beginnen zwei andere Jägerlieder. Sehnsucht, Liebe und Hochzeitsdrang sind die Grundgedanken des einen, das bis jetzt nur für Oberschlesien aufgezeichnet ist, das andere, weit verbreitet, hat wohl im Lauf der Zeit viel von seiner ursprünglichen Gestalt eingebüßt. Ein Jäger, verzweifelt über sein Horn, das keinen rechten Klang von sich geben will, und daher seinen Beruf aufgeben will, sieht sich im Walde plötzlich einem schwarzbraunen Mägdelein gegenüber. Der Jäger weist auf seine Hunde, aber das Mädchen fürchtet sie nicht, denn sie weiß, daß sie bereits heut noch sterben muß. Und nun kommen Hinweise auf den Tod und die typische Wendung in der letzten Strophe, daß dann der Erbschaftsstreit beginnen und an die Seele der Verstorbenen gar nicht gedacht wird. Man sieht nicht ein, in welchem Zusammenhang das Ende zu dem Anfang

steht, daher die vielfachen Schlüsse bei diesem Liede. Dieser Jenseitsgedanke in unserem Liede scheint mir aber gerade für die oberschlesische Fassung typisch zu sein, zeugt er doch für die Gottverbundenheit seines Jägers.

Der Wunsch, Jäger zu sein, kommt in dem Liede: „Ich wollt, wenn ich ein Jäger wär“ zum Ausdruck.

Einen vom Unglück verfolgten Jäger zeigt uns das Lied: „Der unglückliche Jäger“. Das Jagdglück ist ihm nicht hold, das von ihm geliebte Mädchen will ihn nicht erhören. Die Mutter des Mädchens will von einem Jäger nichts wissen, sondern bevorzugt den Reiter. Unsere oberschlesischen Fassungen stellen mit Ausnahme des letzten Liedes das Motiv der Liebe in den Vordergrund. Daß der Stand des Jägers so begehrt wird, hängt wohl mit seiner bevorzugten Stellung in seinem „Waldkönigreich“ zusammen. Daß in allen diesen Liedern eine starke Naturverbundenheit sich erkennen läßt, braucht hier nicht besonders hervorgehoben zu werden. Die Melodien sind alle neuen Ursprungs, was sich in der Zeilenmelodik, der Akzentrhythmik und in der bevorzugten Verwendung des Dreiklangs kund tut.

L. Chrobok.

Grabsteinsprüche auf dem St. Hedwigsfriedhof in Pless

Inmitten des schönen Plessers Schloßparkes steht das alt-ehrwürdige hölzerne St. Hedwigskirchlein, umgeben von einem Friedhof. Oft besuchen die Plessers Bürger diese geweihte Stätte, um im Gebet der Verstorbenen zu gedenken, denn trotz des neuen Friedhofes wünscht so mancher Bürger gerade dort seinen letzten Ruheplatz zu finden, wo die menschliche Hand nur schonend-undemerkt in das Walten der Natur eingreift, die selbst für den Schmuck der Grabstätten sorgt.

Wie in einem Park - das mag wohl der Gedanke so mancher Besucher sein, und nur die vielen Grabsteine, versteckt hinter Sträuchern und Bäumen, im ständigen Kampf mit den Naturgewalten, das nahe Holzkirchlein lassen ihn in Andacht verstummen, und lautlos versuchen seine Augen die zum Teil schon unleserlichen, mit Moos überwucherten Inschriften der Grabsteine zum Entziffern.

Wie K^ühlsteinern die städtischen Denkmäler wirken, so kalt schablonenhaft berühren den Besucher die Inschriften. Nur wenige (10 %) gehen über die üblichen Angaben hinaus und gedenken des Toten in Grabsprüchen. Sie sind recht allgemein gehalten, der Bibel entnommen und wirken dadurch, vielleicht bewußt, unpersönlich.

Ich habe Dich je und je geliebet,
Darum habe ich Dich zu Mir gezogen
aus lauter Güte. 1865.

Weil Du dem Tode erstanden bist,
werd' ich im Grab nicht bleiben. 1865.

Sei getreu bis in den Tod,
so will ich Dir die Krone des Leben geben. 1876.

Selig der Mann, der die Prüfung aushält,
Denn wenn er bewährt wird,
Wird er die Krone des Lebens empfangen,
Welche Gott denen, die ihn lieben,
verheißen hat. 1879.

Ich bin der Weg, die Wahrheit
und das Leben. 1879.

Die Liebe höret niemals auf. 1884.

Ihr habet jetzt zwar Trauer,
Aber ich werde Euch wiedersehen,
Und Euer Herz wird sich freuen,
Und Eure Freude wird niemand
von Euch nehmen. 1894.

Doch bald bricht sich auch der Gedanke Bahn
im stillen unbewußten Glauben, „daß der Ver-
blichene nicht nur in einem Jenseits, sondern
auch hier an der Begräbnisstätte noch irgend-
wie lebe“, nach einem lieben Worte, nach
einem Gruß lehre, das Gedenken in die Form
von Versen zu kleiden.

Diese Grabverse wenden sich vom allgemein
Menschlichen ab, bringen Einzelzüge aus dem
Leben des Verstorbenen und erhalten dadurch
ein persönliches Gepräge.

Liebe Eltern! Laßt das Weinen!
Mit Engeln tat mich Gott vereinen. 1885.

Ein Enael, aus den Himmelshöhen
schaust Du auf uns herab,
Siehst, wie von Gram erfüllt wir stehen,
Beweinen Dein so frühes Grab.

Was tröstend uns noch aufrecht hält,
Ist's Wiedersehen in jener Welt. 1876.

Stirbt Dir ein Liebling, Klage nicht,
Kinder sind Blumen, die der Höchste bricht. 1894.

Traf in des Lebens schönster Blüte,
traf Dich des Todes eiserne Hauch.
Ach! Und die heißeste, treueste Liebe
Weckt den geliebten Sohn nicht auf. 1896.

Dort, wo alle Leiden schwinden,
Wo das Auge nicht mehr weint,
Werden wir uns wiederfinden,
Durch der Allmacht Hand vereint. 1887.

So ruh' in Gottes Frieden,
Sein Wille mag gescheh'n.
Nur hier sind wir geschieden,
Denn dort ist Wiederseh'n. 1871.

Der unter diesem Grabeshügel,
Dem Erdschoße anvertraut,
Bis auf des Morgenrotes Flügel
Er, schön verklart, den Himmel schaut,
War fromm und gut im Erdenleben,
Der Gattin, die ihm Gott vereint,
Mit treuer Liebe stets ergeben,
Und wird von allen jetzt beweint,
Von allen, die ihn hier gekannt,
Ihn Vater oder Freund genannt. 1871.

Steh' still, o Wanderer, bete für mich,
Einst wird ein anderer beten für Dich. 1890.

Der Glaube tröstet, wo die Liebe weint. 1881.

Du bist nicht tot,
Schloß auch Dein Auge sich,
In unserem Herzen lebst Du ewig. 1891.

Wenn Du auch bist von uns geschieden,
Dein Bild bleibt uns ins Herz geschrieben. 1895.

Der die Leiden zugemessen,
Wird die Dulder nicht vergessen.

Was wir leiden in der Zeit,
Lohnt der Herr in Ewigkeit. 1870.

Erst nach langem bitterm Leiden
Konnst' ich von der Erde scheiden.
Jetzt beängstigt nichts mein Herz,
Aufgehört hat jeder Schmerz. 1876.

Im Grab ist Ruh',
Im Leben Schmerz,
Dum schlummer' sanft,
Du gutes Vaterherz. 1894.

Nur ein Spruch - der einzige polnische - ist
bisher noch nicht entziffert worden, da der Grab-
stein in die Erde versunken ist. (Der Grabstein
des Geistlichen Gebulla aus Deutsch-Weichsel,
gestorben im Jahre 1836). Klige.

Das Deutschtum der Schönwälder

Seltenerweise hat sich weder die Volkskunde
noch die Geschichtsschreibung bisher intensiv
mit der Frage der Nationalität und des Volks-
tums der Oberschlesier beschäftigt. Eine Aus-
nahme bildet vielleicht die deutsche Sprachinsel
Schönwald, über die eine ganze Reihe von Ar-
beiten handelt. Eine überzeugende Erklärung,
warum gerade Schönwald unter vielen anderen

bestimmt mit Deutschen besiedelten ober-schlesischen Dörfern sein Volkstum durch Jahrhunderte treu bewahren konnte, hat freilich niemand zu geben vermocht. Sie liegt aber aller Wahrscheinlichkeit darin, daß Schönwald nicht als isoliertes Dorf um Sprache und Sitte kämpft, sondern daß die Sprachinsel von einem ganzen Block von Dörfern gebildet wurde. Schlagen wir nämlich das Urbar von 1534 (Staatsarchiv Breslau, Rep. 35, I, 51 b) nach, so sehen wir, daß die Nachbarorte Trieneth und Stroppendorf (Ostroppa) damals noch ganz und gar deutsch waren. Das zeigen die Namen der Trynecker Bauern Balten Bbwerstorffer, Haus Bbwerstorffer, Gregor Davidt, Michell Goldmann, Urban Groß, Matthes Graufemb, Matthes Libickh, Michell Dietrich, Hanns Streicher, Jann Fiedler, Element, Georg Hermann, Adam Fiedler, Hanns Rhopur (?), Lorenz Bogelkr, Khlain Andrißen, Khahsmaull, Hanns Millich, Matthes Niskusch, Khlein Paull, Lorenz Niskushen, dazu noch Gleiwitzer Bürger (Raussensackh, Ritter, Quark usw.), die in L. Güter hatten: das zeigen ebenso die Bauernnamen aus dem alten Stroppendorf: Khroker, Stebl, Sonnenschein, Mullner, Rhep, Khrebs, Hobmann, Fiedler, Khrebs u. ä. Diese Dörfer wurden also erst in der Neuzeit slawisiert, sie folgten damit Orten wie Kriemwald (Grünwald), Knurów (Knauersdorf), Zabrze (Andrisdorf), Deutsch-Zernitz, daß 1534 noch nicht ganz entdeutsch war (Urban Grossmichell heißt dort z. B. ein Bauer) und schließlich auch der Stadt Gleiwitz. So schmolz der Block deutscher Dörfer um Gleiwitz zu dem einzigen kräftigen Schönwald zusammen. Wie in Schönwald - vor allem durch den Einfluß polnischer Pfarrer oder Kirchschreiber - die deutschen Namen slawisiert wurden, das hat Gusiński in seinen beiden Schönwaldbüchlein treffend gezeigt. Das Schicksal Schönwalds ist ein getreues Sinnbild des gesamt-oberschlesischen Schicksals.

Walter Krause.

Totenbräuche im Rattowitzer und Pleßer Kreis

Der Tod kündigt sein Nahen durch Zeichen an, z. B. durch Herabfallen von Bildern, Zerspringen von Gläsern, Spiegeln, Stehenbleiben der Uhr oder unmotiviertes Stundenschlagen, Hundegewinsel u. dgl.

Dem Sterbenden ist das Kopfkissen zu entfernen. Er ist flach zu lagern und nur mit

einem Laken zu bedecken. Betten erschweren den letzten Kampf.

Bei Eintritt des Todeskampfes ist die Sterbekrücke anzuzünden. Während desselben darf nur leise gebetet werden; lautes Weinen unterbricht und verlängert die Agonie.

Nach eingetretenem Tode ist die Sterbekrücke zu löschen. Auszulöschen ist ferner das Herdfeuer. Die Uhr ist anzuhalten, denn die Zeit des Toten ist abgelaufen.

Der Spiegel wird verhängt, damit sich der Tote nicht mehr sehe. Manchen erscheint der Spiegel als Abbild der Welt. Man verhängt ihn deshalb, damit der Tote die Welt nicht mehr sehe, sodas ihm der Abschied leichter fällt. Sofern eine Kapelle oder Kirche erreichbar ist, wird die Sterbeglocke geläutet.

Allgemein ist der Glaube verbreitet, daß sich die Seele des Verstorbenen in der Nähe der Leiche aufhält. Die Seele trennt sich von der leiblichen Hülle erst, nachdem diese in die Gruft gesenkt und der Priester sein Kreuzzeichen über den Sarg gemacht hat. Daher sieht, hört und weiß der Tote alles, was um ihn vorgeht. Man deckt deshalb seine Augen mit Geldstücken zu, damit sich der Tote niemanden aussieht (wypatrzec).

Die Geldstücke werden dann einem Bettler gegeben mit dem Auftrag, ein Vaterunser für die Seele des Verstorbenen zu beten. Weil der Tote alles hört, soll man in einem Totenzimmer nur flüstern. Man stört sonst seine Ruhe. Beim Anziehen des Totenhemdes rufe man ihn beim Namen und sage ihm, daß man ihn anziehen will. Die Totenstarre läßt dann nach, und das Anziehen macht keine Schwierigkeiten. Der zum Räumen des Toten verwandte Ramm, das Stroh des Sterbelagers, das von ihm benutzte Geschirr sowie das Sterbehemd sind zu verbrennen. Sonstige Unterwäsche wie z. B. Unterhose oder Unterrock, brauchen dagegen nicht verbrannt zu werden.

Zu verbrennen ist ferner die Schnur, mit der für den Sarg Maß genommen wurde. Ein Kind, das man mit dieser Schnur bezw. mit diesem Maß messen würde, würde nicht mehr wachsen.

In die zum Nähen des Totenhemdes verwandten Fäden dürfen keine Knoten geknüpft werden. Diese würden den Toten drücken. Oder: Der Tote würde im Jenseits nicht weiterkönnen und umherirren müssen.

Die beim Nähen des Totenhemdes übrig bleibenden Reste sind dem Toten unter das Kopf-

kissen in den Sarg mitzugeben. Sie gehören ihm, und er würde sie anderenfalls holen.

Ins Grab gibt man ferner jene kleinen Gegenstände mit, die der Tote im Augenblick des Todes bei sich trug, z. B. Schnupftabakdose (Miedzna). Schlimm ist es, wenn sich darunter ein Nagel befand. Ein solcher wird ihn in jenem Leben stechen.

Hat der Verstorbene bezüglich eines Kleidungsstückes oder Gegenstandes den Wunsch ausgedrückt, er möchte ihn in den Sarg mitgegeben werden, so ist der Wunsch zu erfüllen. Andernfalls holt sich ihn der Tote. (Der Gegenstand geht verloren oder verdirbt).

Der Ehering wird nicht abgezogen. Andernorts wieder werden von der Leiche sämtliche Gold- und Schmucksachen entfernt, damit der Tote nicht schwer zu tragen habe.

Für die Füllung des Sargkissens dürfen nur Hobelspäne benutzt werden, keine Federn.

Als Wegzehrung erhält der Tote ein Stück Brot. Auf seinem Wege im Jenseits soll er durch die Nahrungssuche nicht aufgehalten bzw. zum Umherirren gezwungen werden. (Miedzna Zmielin Grzawa, Frydek, Wohlau).

Ferner legt man der Leiche einige Kupfermünzen bei, damit der Verstorbene das Fährgeld entrichten kann, wenn er „an das Wasser“ kommt (Zmielin, Chelm, Dzieńskowig). Zum Teil erklärt man diesen Brauch damit, daß der Besitz von Geld es dem Toten erleichtere, die sich ihm auf der Wanderung entgegenstellenden Hindernisse zu beseitigen.

Es darf auch nicht vergessen werden, dem Toten ein Gläschen geweihtes Wasser mitzugeben. Er soll die Möglichkeit haben, den Teufel zu vertreiben.

Beim Hinaustragen der Leiche ist darauf zu achten, daß sie mit den Füßen zuerst das Haus verläßt. Andernfalls kehrt der Tote zurück. Dasselbe würde geschehen, wenn die Träger vergessen würden, den Sarg über jeder überschrittenen Schwelle dreimal zu senken. Hierbei haben die vorderen Träger zu sprechen: Verbleibt mit Gott, während die anderen Träger mit den Worten danken: Mit Gott.

Clupif.

Hochzeitsbräuche aus Oberglogau

Von Franz Pudollek

1. Wenn der Bräutigam zur Kirche fährt, wird ihm ein alter Besen nachgeworfen; das soll ihm Glück bringen.

2. Der Bräutigam muß den Beiständen den

Broutkranz abkaufen, wenn er die Braut zur Kirche abholen kommt; das Geld erhält die Braut.

3. Die Braut muß den Bräutigam zuerst sehen, wenn er sie zur Kirche holen kommt, damit sie das Regiment führt.

4. Die Braut sucht zuerst über die Schwelle der Kirche zu treten.

5. Die Braut versucht dem Bräutigam beim Knien vor dem Altar auf den Rock zu kommen, damit sie die Oberhand über ihn hat.

6. Das Glackern der brennenden Kerzen am Traualtar bedeutet Unglück.

7. Beim Umgang um den Altar zieht die Braut den Bräutigam an der Krawatte, dann stirbt er eher als sie.

8. Wenn's in den Broutkranz regnet, werden die Eheleute reich.

9. Am Tage nach der Hochzeit darf die junge Frau nicht zu ihren Eltern gehen, sonst läuft sie dem Mann weg.

10. Reißt der Schleier der Braut schon am ersten Hochzeitstage, so bedeutet das Glück.

11. Die Braut legt von ihrem Myrtenkranz ein Zweiglein in ihr Bett; sie muß darauf schlafen, das erleichtert die Geburt.

12. Beim Einzug in das eingeherrschte Haus wird der Braut durch die Schwiegermutter ein Brot überreicht mit den Worten: „Hier, nimm dieses Brot, daß du in diesem Hause nicht leidest Not“.

Nachruf

Emanuel Czmoł †

Am 13. Juni 1934 ist Emanuel Czmoł im 67. Lebensjahr in Gleiwitz verschieden. Mit ihm verlor die oberschlesische volkskundliche Forschung einen eifrigen Mitarbeiter. Von Jugend auf Botaniker, befaßte er sich besonders mit der Pflanzenheilkunde und Volksmedizin. Sein bescheiden-ehrliches, lebenswürdiges Wesen erwarb ihm rasch bei seinen Landsleuten Vertrauen, und so war es ihm auch möglich, eine große Anzahl von Sagen, Märchen, Volksliedern und Schwänken aufzunehmen, die zum großen Teil noch der Sichtung und Veröffentlichung harren. Das Oberschlesische Volksliedarchiv verdankt ihm eine große Anzahl von eingesandten Texten und Melodien. Hier wie in der volkskundlichen Literatur überhaupt wird seine weitere treue Mitarbeit schmerzlich vermisst. (Vergl. den Nachruf von Professor Eisenreich im Juliheft 1934 des „Oberschlesiens“.)

Dem Andenken von Hultschin

Am 4.2.1935 ist es 15 Jahre her, seitdem das landschaftlich schöne und wirtschaftlich bedeutsame Hultschiner Gebiet im Süden von Ratibor ohne jede Volksabstimmung und trotz des schärfsten Einspruchs seiner treudeutschen Bevölkerung der Tschecho-Slowakei einverleibt worden ist. Die Bevölkerung hat weder in ihren Gefühlen, noch in wirtschaftlicher, sprachlicher und völkischer Hinsicht zum tschechoslowakischen Staate hingestrebt. Mit allen Fasern ihres guten deutschen Herzens hängen die Hultschiner auch heute noch am deutschen Mutterlande und verlangen immer wieder das Selbstbestimmungsrecht. Die Mutter Deutschland und ganz besonders wir Oberschlesier werden Hultschin niemals vergessen. Treue um Treue!

Bruno Hanns Wittke +

Am 27.1.35 starb in Troppau der sudetendeutsche Schriftsteller Bruno Hanns Wittke im Alter von 40 Jahren Alfons Handuk schreibt uns dazu:

Bruno Hanns Wittke zählte zu jenen Grenzlanddichtern, die im gesamtschlesischen Raum ihr eigenes Wurzelland hatten. Vor mehr als einem Jahrzehnt gehörte er zu der kleinen Gruppe sudetendeutscher Dichter, die mit unseren ober-schlesischen Heimatschriftstellern eine erste Fühlungnahme herbeiführten, aus dem Bewußtsein unserer großschlesischen Sendung heraus.

Es war ein regnerischer Sonntagmorgen in Bad Ziegenhals, da trafen wir uns - und der Feuerkopf des jungen Wittke machte den stärksten Eindruck. Er war ein lebendiger, mitreißender Geist. Das zeigte sich auch bei unserer letzten Begegnung 1932 auf der Schlesischen Kulturwoche in Neutitschein, wo Wittke bei der Einweihungsfeier des Gregor-Mendel-Denkmal einen schwungvollen Vorpruch sprach. Im Grunde seines Herzens war der Dichter eine stille, feine Natur: ein echter, ganzer Schlesier!

Im Dienste der Tagespresse - er war Schriftleiter der „Deutschen Post“ in Troppau - fand

er neben seiner vielseitigen Tätigkeit doch noch Muße, eine Reihe von Büchern herauszugeben, deren mit Recht bekanntestes, weit stärkstes, der Roman des Bauernbestreiers Hans Rudlich ist. Dieser „Sturm überm Acker“ erschien 1927 und wurde bald von der Kritik als einer der besten schlesischen Heimatromane bezeichnet. Im historischen Gewande der 48er Jahre des vorigen Jahrhunderts, ist er doch ein höchst neuzeitliches Buch, das das Lob des freien Bauern kündigt.

Bruno Hanns Wittke gehörte auch zu den Mitarbeitern des „Oberschlesiers“. Beiträge von ihm veröffentlichte „Der Oberschlesier“ u. a. in seinem Altvaterheft, erschienen 1930, das herausgegeben wurde, um das Altvatergebirge als wertvolles Wandergiel aufzuzeigen und die freundschaftlichen Beziehungen zu Land und Leuten des Altvatergebietes zu vertiefen. Ich selber hatte Gelegenheit, so sagt Alfons Handuk weiter, Bruno Hanns Wittke im „Oberschlesier“ besonders vorzustellen. Dies geschah anlässlich des Erscheinens eines Bandes Erzählungen, denen der junge Dichter - der bereits 1920 mit einem Roman „Frau Minne“ und 1922 mit einem Gedichtband „Seele im Licht“ hervorgetreten war - bezeichnenderweise den Titel gab: „Der romantische Garten“. Darin offenbarten sich sprachschöpferische Kraft und Gestaltungsgabe in erfreulicher Frische und Ursprünglichkeit und gleichzeitig bekannte sich der Dichter als echter Nachfahre und Hüter des romantischen Erbes, wie es uns Schlesier den Eichendorff so reich und unerschöpflich hinterlassen hat.

In kaum drei Wochen, am 15. Februar, hätte der im lieblichen Altvaterort Freudenthal geborene Dichter seinen 40. Geburtstag gefeiert. Er hat das Schwabenalter nicht mehr erreicht - erschüttert stehen wir an seinem frühen Grabe -, aber auch das, was er bislang geschaffen hat, ist reife, bleibende Frucht am Baume heimatischer Dichtkunst.

Abt Bernard Widmann +

Am 28.10.1934 starb der Abt Bernard Widmann, Zisterzienserkloster Seligenporten, Ober-

pfalz. Bernard Widmann ist es in erster Reihe zu danken, wenn das Lebenswerk des ober-schlesischen Musikerabtes Johann Nucius († 1620 im ehemaligen Zisterzienserklöster Him-melwitz) der Vergessenheit entrißen wurde. Im „Oberschlesier“ haben wir im Laufe des letzten Jahrzehnts mehrfach auf Johann Nucius hinweisen können, auch durch Beiträge von Bernard Widmann.

Zusammen mit dem Musikverlag Konrad Litzmann in Breslau gab unser „Oberschlesier“ drei besonders schöne Nucius-Motetten, bearbeitet von Bernard Widmann, im Jahre 1933 neu heraus: Ein geistliches Klagelied (Mitten wir im Leben sind) - *Tenebrae factae sunt* - Das heilige Vaterunser. Den schlesischen Musik- und Gesangsvereinen, sowie den Kirchenschören können wir die Aufführung dieser alten schlesischen Musik wärmstens empfehlen.

Carl Lange,

der grenzlanddeutsche Schriftsteller und Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“ in Danzig, beging am 27. 1. 35 sein Abrahamsfest. Wir vom „Oberschlesier“ schicken ihm zu seinem 50. Geburtstage ein herzliches Glückauf und gedenken dabei der Arbeitsgemeinschaft und treuen Freundschaft, welche die „Ostdeutschen Monatshefte“ und den „Oberschlesier“ seit länger als einem Jahrzehnt verbinden. Hier reichen sich Danzig und Oberschlesien, der Nordosten und der Südosten die Hände!

Zum Kommissar für Naturdenkmalspflege in Oberschlesien

ernannte der Herr Landeshauptmann an Stelle des verstorbenen Dr. Schubert-Neustadt OS unseren altbewährten Freund und Mitarbeiter Sendeleiter Hubert Rogias, der als Naturforscher und bewährter Heimatkundler seit langem einen guten Namen weit über die Grenzen Oberschlesiens hat.

Julius Röder: „Die Olmüzer Künstler und Kunsthandwerker des Barock“

Olmütz 1934

Im Verlag des „Oberschlesier“ ist im vergangenen Jahr der erste Band des ober-schlesischen Künstlerlexikons erschienen, in dem Krause auch

hie und da über den schlesischen Rahmen hinausgriff und auch Teile von Sudetendeutschland berücksichtigte. Nun hat Julius Röder, der Leiter des Heimatarchivs und Museums für die Olmüzer Sprachinsel und des Obergebirges auf Grund von Olmüzer handschriftlicher Quellen in einem 1. Band die Olmüzer Maler, Bildhauer, Goldschmiede, Goldschläger, Gold- und Silberarbeiter, Perlseher und Glaser biographisch und genealogisch dargestellt. Nach einem Vorwort und Angabe der benutzten Quellen gibt Röder die Kunstgeschichte dieser Künstler und Kunsthandwerker vom Abzug der Schweden ab bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in mehreren Kapiteln. Anschließend folgt dann das etwa 450 Namen umfassende biographische, alphabetisch geordnete Lexikon. Begrüßenswert ist, daß am Schluß außer dem Personen- ein Orts- und Sachregister gegeben wird, wodurch der Benutzer mit Leichtigkeit feststellen kann, wo Beziehungen zu Deutschland bestehen. Uns interessieren natürlich in erster Linie die aus Schlesien - es dürften etwa 20 sein - stammenden Künstler. Von Oberschlesiern seien genannt: der Bildhauergesell von Kl.-Glogau Joseph Krug, der 1740 in Olmütz heiratet, der Maler Joseph Valentin Rauder (Bürger 1747) stammt aus Ratscher, der Maler Mathias Weiser (Bürger 1690) ist aus Reisse gebürtig, der Glaser Jakob Gröer wandert 1784 nach Pless aus und der Maler Jakob Sais (Sais) heiratet 1677 Marianna, Tochter des + Georg Patetzsch in Ratibor. Diese Arbeit ist ein willkommenes Beitrag für das Sudetendeutsche Künstlertum, mit dem gerade unser Schlesien so reiche Beziehungen hat. Schellenberg.

Tausend Jahre deutscher Plastik und Malerei

von Herbert Freiherrn von Delsen, Beauftragtem des Deutschen Werkbundes. Mit 192 Abbildungen. Groß-Oktav. 51 Seiten Text und 157 Seiten Abbildungen. 1934. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. Geis brosch. RM. 3.20.

Aufgebaut ist das Buch auf dem grundlegenden Werk von Georg Dehio „Geschichte der deutschen Kunst“. Die schönen Bildgaben zeigen

das Beste von dem, was in tausend Jahren deutscher Plastik geschaffen wurde. Die neueste Kunst ist nicht berücksichtigt, das Werk schließt mit einem Ausblick ins 19. Jahrhundert. Der knappe und vorangestellte Text ist übersichtlich und aufschlußreich. Das Buch ist wohl geeignet, die geistige Haltung und Art des deutschen Volkes, wie sie aus seiner großen Bildhauerkunst spricht, eindringlich kundzutun. Es ist ein Buch für stille Stunden, ein Buch der Besinnung und Einkehr für alle, ein rechtes Volksbuch, auch wegen des niedrigen Preises.

Willibald Köhlers, „Sehnsucht ins Reich“ in Bayern empfohlen.

Die Bayerische Staatsbibliothek in München, Beratungsstelle für Volksbüchereien, empfiehlt den Grenzlandroman des oberschlesischen Schriftstellers Willibald Köhler „Sehnsucht ins Reich“ (Kösel & Pustet, München 1933) mit folgenden anerkennenden Worten:

Gedanken und Probleme des Grenzlandvolkes werden in diesem Romane hineingewoben in die Schicksale einer oberschlesischen Familie. Der Vater, obwohl erfüllt von slawischer Wesensart, trägt sein Leben lang in sich die Sehnsucht nach dem Reich; trotz vielseitiger Veranlagung ist er nicht fähig, sich zu geregelter Arbeit und Geschäftigkeit zu bringen und sinkt beinahe von Stufe zu Stufe. Nach seinem frühen Tode erbt seine Sehnsucht der Sohn, jenes Sehnen nach dem Deutschland der Freiheit und Gerechtigkeit, das Raum hat für alle seine Söhne im Norden und Süden, im Osten und Westen. Die heldenhafte für die Erhaltung der Familie kämpfende Mutter, dem Vater zwar an glühender Fantasie und unbändigem Lebensdrang nachstehend, ihn aber an Lebensfähigkeit weit übertreffend, hatte dem Sohne soviel von ihrer Wesensart vererbt, daß er befähigt war, die Sehnsucht in tätigen Kampf umzusetzen und mit einem Gesinnungsgegnossen für die Wiedervereinigung Oberschlesiens mit dem geeinten Reiche zu wirken.

Was die Form des Romanes anlangt, so ist seine Komposition nicht ganz leicht zu überschauen; die dargestellten Begebenheiten werden zum überwiegenden Teile vom Leser nicht unmittelbar erlebt, sondern ihm in einem umfangreichen Berichte geboten.

Das Buch verdient ob seines aktuellen Inhalts, der nicht nur für das Verständnis der oberschlesischen, sondern für die gesamte Grenzländerfrage von grundlegender Bedeutung ist, weite Verbreitung. Es eignet sich jedoch aufgrund seiner Gestaltung nur für einen geschulten Leserkreis aller Büchereien, und zwar sowohl für Erwachsene als auch für die reifere Jugend. Popp.

Enrica v. Handel-Mazzetti über Hertha Pohl's neuesten Roman „Mir ist recht geschehen“:

Die Vorzüge von „Tina Starwicks Ernte“ treten auch hier wieder in Erscheinung; die kraftvolle, realistische, oft unbarmherzige, aber - gerade dadurch - immer wahre und packende Schilderung des schlesischen Handwerker- und Arbeiterlebens; die zarten, innig poetischen Intermezzi, die die düstere Handlung da und dort plötzlich durchsonnen; der Dialog von genialer Schärfe, Kraft und Naturwahrheit; die unsichtbare und doch überall fühlbare, nicht aufgetragene, sondern immanente religiöse Grundstimmung. Vielleicht noch rührender als Tina ist die arme Hanne gezeichnet. Echter noch, als all die anderen mit männlicher Kraft unbeeinträchtigt hingesehtenen Männerprofile der Pohl, ist dieser Martin, und niemand wird über die erschütternde Szene „Ein kalter Rechner“ ruhig hinlesen können. Wie anders, wie befreiend aber ist das Gegenbild zu dieser furchtbaren Szene - der Morgen - die Abrechnung zwischen Mann und Weib - und der Sieg der göttlichen Gnade über den schwer in Schuld Verstrickten.

Das Buch wird viele Leser um sich sammeln, viele innerlich erheben und befreien, viele beglücken.

Heinrich Koig, Männer um Pilsudski Verlag Wils. Gotth. Korn, Breslau. 1934. 288 Seiten. Ganzleinen RM. 5.80, kart. RM. 4.50.

Dieses und das anschließend besprochene Buch sind im Zeichen des deutsch-polnischen Friedenspaktes erschienen und unterrichten ausgezeichnet über das neue Polen.

„Männer um Pilsudski“ deutet die politischen Erfolge des genialen Marschalls. Seine Ge-

treuen von der polnischen Legion bilden mit ihm eine verschworene Gemeinschaft. In unbedingter Treue stehen sie zu ihrem Führer Piłsudski. Soldatisches Ehr- und Pflichtgefühl, jahrzehntelange Erfahrungen im Kampf um die polnische Freiheit zeichnen sie aus. Oft rätselhaft, immer zweckvoll setzt der Marschall sie zur politischen Arbeit ein, wo es nötig ist, löst sie ab, wenn sie ihre Arbeit geleistet haben und bleibt ihnen auch nachher verbunden.

Michał Choromański, Eifersucht und Medizin

Roman. Aus dem Polnischen übersetzt von Heinrich Roß. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau. 1934. 356 S. In Ganzleinen gebunden RM. 4.80.

In das Reich der Dichtung führt uns der Roman „Eifersucht und Medizin“. Michał Choromański erhielt für dieses Buch den großen Staatspreis der polnischen Literaturakademie für das Jahr 1933, und das deutsche Volk wird Heinrich Roß für diese Übersetzung aus dem Polnischen dankbar sein müssen. Die Übersetzung schenkt uns nicht nur eine ausgezeichnete Dichtung der Weltliteratur, sondern erschließt uns gleichzeitig ein Stück Polen. Dem deutschen Leser wird hier eine fremde Welt deutlich. Wir lernen die Unterschiede zwischen deutscher und polnischer Art kennen, schon, was den Aufbau des Werkes anbelangt. Die Handlung schreitet nicht in gleichmäßigem Tempo fort, wie es der deutschen Kunst eigentümlich ist, sie bewegt sich sprunghaft, stößt das eine Mal kräftig vor, um dann wieder stehen zu bleiben oder womöglich zurückzugreifen. Inhaltlich steht im Mittelpunkt das ewige Problem der Treue, um die ein alternder Mann ebenso ringt, wie die in tausend seelische Erschütterungen verwirte junge Frau. Den besonderen Reiz dieses sehr modernen Romans, der sich nur für reife Leser eignet, bildet das Wechselspiel zwischen Liebe und Leidenschaft zur Medizin.

Grenzen zwischen Deutschen und Deutschen
Von Dr. Dr. Friedrich Lange, Aufnahmen von Agnes Lange. Mit über 200 nur Originalbildern in Kupfertiefdruck und zahlreichen Kartenzzeichnungen. Preis RM. 2.85. Verlag Krz. Eher Nachf., München.

Nicht in der friedlichen Stille einer binnendeutschen Studiersube entstehend, sondern draußen an und hinter den Grenzen erarbeitet und erkämpft, ist diese Auswahl aus rund 5000 selbst aufgenommenen Grenz- und Grenzlandbildern, eine Frucht planmäßiger 22jähriger Grenzlandarbeit. Ohne „dicke“ Gelehrsamkeit und trockene Jahreszahlen, aber doch einwandfrei, packend, von der ersten bis zur letzten Seite, eine knappe Gesamtschau über deutsches Grenzlandleid. Das Buch öffnet den Blick für die Weite der deutschen Welt, vom stillgelegten Bahnhof Honerdschleuß bis nach Eilli in Untersteiermark, von den deutschen Gebieten Altbelgiens und dem Wasgau bis nach Deutsch-Ungarn, dem Jablunkapaz in den beskidischen Karpathen und über den Korridor hinweg zur Memel.

Unterm Maibaum

ein Heimatspiel nach alten Bräuchen in Kreuzendorfer Mundart. Wir danken diese schöne Heimatgabe unserem bewährten Volkskundler und Heimatdichter Hugo Gnielczyk in Leobschütz. Die schöne und urdeutsche Leobschützer Mundart im Süden von Oberschlesien wird hier lebendig. Das Heft dürfte der praktischen Heimatpflege gute Dienste leisten. Für 0.20 RM. beim Verfasser erhältlich.

Zu den oberschlesischen Runenfunden
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Krause/Königsberg gibt in diesem Heft eine Deutung des Runengefäßes, das beim Bau des Adolf-Hitler-Kanals in Niesdrowitz, Kreis Gr. Strehlitz, geborgen wurde. Über den ersten oberschlesischen Runenfund in Sedzisz im Kreise Neustadt OS hat Dr. Raschke in unserem Sonderheft „Germanische Urzeit in Oberschlesien“ (Juni 1933) bereits berichtet. Über den Sedzisziger Fund liegt jetzt auch ein Sonderdruck von zwei Arbeiten aus der Zeitschrift „Mtschlesien“ Bd. 5 vor. (Georg Raschke, „Ein Runentopf in dem wandalischen Männergrabe in Sedzisz, Kreis Neustadt OS“ und Wolfgang Krause, „Die Runeninschrift von Sedzisz“). Dem Sonderdruck sind viele und aufklärende Bilder beigegeben.

Wie uns Dr. Raschke mitteilt, dürften die beiden oberschlesischen Runenurnen die ältesten nicht nur aus Deutschland, sondern aus ganz Europa sein.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Oppeln, Wilhelmsplatz 4, zu richten.